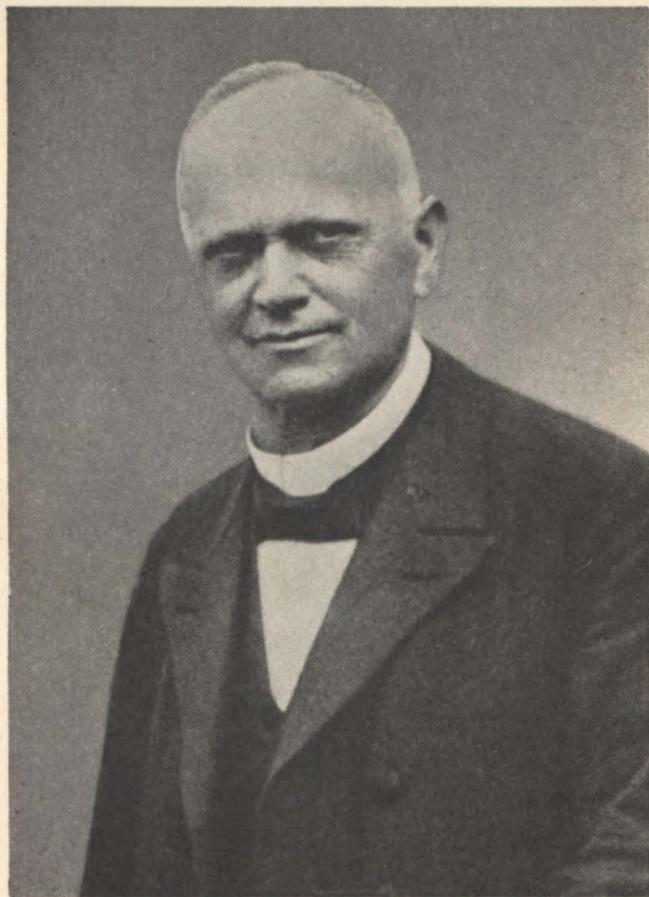


ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



Ernst Fischer-Lindner

Joseph Simsa

Ein Baumeister am Tempel Gottes



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

Joseph Simsa

Wie wunderbar ist der Lebensweg, wie reichesegnet die Tätigkeit dieses geistvollen Mannes! Ob als Reiseprediger in Böhmen oder als tapferer Kämpfer für das Evangelium in Breslau, ob als Bahnbrecher der Stadtmission in Halle oder als Gemeindepfarrer und Gründer der Artistenmission in Barmen, ob als Studenten-seelsorger in Bonn oder als dienstbereiter Ruheständler — immer und überall hatte Pastor Simsa nur das eine große Ziel vor Augen: den Mitmenschen in Liebe zu dienen und Gottes Reich bauen zu helfen.

Im Leben von Pastor Simsa traf das zusammen, was ein gesegnetes Leben ausmacht: reiche Gaben an Geist und Seele, ein brennendes Herz und der Blick für das, was die Stunde erforderte. So war er nicht nur „Baumeister“ für Kirchen, sondern ebenso für Stadtmissionen, Blaukreuzvereine, Arbeitergemeinden, ferner für Akademikerarbeit, Gefängnisseelsorge und schließlich für die scheinbar von alledem am weitesten abliegende Arbeit an einem Schwesternhaus, dem bekannten Bibelhaus Malche.

Das eindrucksvolle Lebensbild eines der Pioniere der Erweckungsbewegung des vorigen Jahrhunderts, ein Leben wunderbarer Führungen, steter Gebetserhörungen, freudigen, unermüdlichen Zeugendienstes.

ERNST FISCHER-LINDNER

Ein Baumeister am Tempel Gottes

Werden und Wirken
von Pastor Jos. Simsa



Spener Verlag • Hermann Kathmann • Marburg (Lahn)

Buchdruckerei Hermann Rathmann, Marburg (Lahn)

Inhaltsverzeichnis

<i>Sonnige Jugend und Lehrzeit</i>	7
<i>Äußere und innere Vorbereitung auf den Beruf</i>	12
<i>Reiseprediger in Böhmen</i>	17
<i>Im Dienste der Inneren Mission in Breslau</i>	32
<i>Die Lebensgefährtin</i>	35
<i>Im eigenen Heim und mancherlei Dienst</i>	40
<i>Die Stadtmission in Halle</i>	50
<i>Das Pfarramt in Wuppertal</i>	71
<i>Studentenseelsorger in Bonn</i>	79
<i>Noch einmal in Wuppertal</i>	84
<i>Artisten-Mission</i>	91
<i>Aufblühende Stadtmissionsarbeit</i>	95
<i>In der Leidensschule</i>	98
<i>Mancherlei Dienst im Ruhestande</i>	101
<i>Der Ewigkeit entgegen</i>	105

Sonnige Jugend und Lehrzeit

In fruchtbare Felder und Weinberge eingebettet, führte der Marktflecken Klobouk in Mähren in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts fern von den Händeln der großen Welt sein stilles Dasein. Unter der Regierung des Kaisers Joseph II. hatte sich in Klobouk eine evangelisch-reformierte Toleranzgemeinde gebildet. Diese behauptete sich unter der Führung ihrer treuen Hirten kräftig gegen alle Widerstände. Klobouk wurde sogar der Sitz der Generalsuperintendentur der evangelisch-reformierten Kirche Mährens. Dadurch erweiterten sich seine Beziehungen über die engeren Grenzen des Bezirkes.

Um jene Zeit betrieb der Zimmermann Julius Simsa in diesem Marktflecken sein ehrsameres Handwerk. Er besaß ein eigenes Häuschen, in welches er eines Tages die flinke, frische Sofie Deutsch aus Wien führte, die er als Kaiserjäger in der Reichshauptstadt kennen und lieben gelernt hatte. Sofie entstammte einer gut bürgerlichen Familie. Sie war als junges Mädchen in vornehmen Häusern tätig gewesen und wurde um ihres großen Geschicks willen im Kochen, Nähen und Handarbeiten sehr geschätzt. Sie folgte dem schmucken Kaiserjäger in dessen ferne, weltabgeschiedene Heimat und nahm das bescheidene Hauswesen in ihre geschickten Hände. Aber bald erkannte sie, daß der enge Wirkungskreis sie nicht ausfüllte und ihrer Tatkraft nicht genügte. Die kleidsamen Bauerntrachten der Gegend brachten sie auf den Gedanken, Kopfsputz und Hauben anzufertigen und durch eigene Ideen ansehnlich und vielsgestaltig herzurichten. Der gute Zuspruch veranlaßte sie, nach und nach mehrere Gehilfinnen einzustellen und sich selbst auf Entwürfe

und Anweisungen zu beschränken. Meister Simsa war mit diesen Neuerungen zufrieden, denn das Hauswesen kam durch seine tüchtige Hausfrau in keiner Weise zu kurz.

Hier erblickte am 7. Februar 1863 Joseph Simsa als ältester Sohn das Licht der Welt. Zwei Jahre später folgte dem Erstgeborenen ein Junge, der in Anlage und Neigung mehr dem Vater nachschlug. Der kleine Joseph aber ließ schon früh den regen Geist und den tatkräftigen Willen der Mutter erkennen.

Im Jahre 1866 rückten in Klobouk die Preußen ein und nahmen in Bürgerhäusern Quartier. Die fremden Soldaten, das bunte kriegerische Bild, vor allem aber die dem kleinen Manne unbegreifliche Tatsache, daß die Preußen Pflaumenmus aufs Brot strichen, während die Mutter es nur zur Füllung von Backwerk verwandte, setzte Joseph in Erstaunen. Sobald die Buben das Stillsitzen gelernt hatten, achteten die Eltern darauf, daß ihre Söhne den sonntäglichen Kirchgang nicht versäumten.

Die ersten Kinderjahre gingen mit Spiel und lustigem Streifen in Feld und Flur vorüber. Die Schule tat ihre Pforten auf und nahm den kleinen Geist bald gefangen. Das Lernen war Joseph eine Lust. Lange dauerte es nicht, so konnte er der Mutter vorlesen. Er ließ sie teilnehmen an all dem Neuen, in welches ihn der Unterricht des tüchtigen, verständnisvollen Lehrers einführte. Dieser Lehrer nahm sich seiner Schüler in besonderer Treue an. Durch eine Sammlung, in der er allerlei Seltenheiten aus der Natur zusammenstellte, versuchte er in seinen Schülern ein physikalisches Verständnis zu wecken. Deshalb ist es erklärlich, daß Joseph diesen seinen ersten Lehrer sein Leben lang sehr schätzte. Auch der Lehrer erkannte, daß der geweckte Junge zu Höherem berufen war. So weit es ihm möglich war, suchte er ihn zu fördern. Der Knabe vergalt es ihm durch Eifer und Fleiß.

Mit der Arbeit für die Schule waren seine Pflichten noch nicht erfüllt. Die Mutter hielt ihren Jungen zu mancherlei Haus- und Gartenarbeiten an. Willig tat er seine Pflicht. Stellte ihn aber der Onkel, welcher eine Gastwirtschaft betrieb, zur Bedienung der Gäste an, dann übernahm er nur mit Widerstreben diesen Dienst und suchte sich ihm nach Möglichkeit zu entziehen. Recht gern zog er mit seiner Gänseschar hinaus auf den Ager. Draußen am Bachrand träumte man herrlich. Nur wenn es heimging, mußte er achtgeben. Denn der strebsame Schüler und Liebling des Lehrers besaß unter der Dorfjugend manchen Neider. Oftmals hatte er Grund, wenn Bosheit und Ubelvollen ihm einen Schabernack spielen wollten, sich seiner Haut zu wehren. Der Jungknecht eines benachbarten Bauern war ihm nicht gut gesinnt. Eines Abends holte Joseph die Kuh von der Weide. Der Jungknecht kam ihm mit seinem Gespann entgegen. Dieser wußte es einzurichten, daß das Gespann zwischen Joseph und die Kuh geriet. Mit hartem Peitschenschlage jagte der Knecht die Kuh in wilde Flucht und verwehrte dem schreienden Knaben, dem Flüchtling zu folgen. Glücklicherweise gelang es dem Nachbarn, die Kuh ohne Unfall einzufangen. Der kleine Hirte kam mit dem Schrecken davon.

Im Laufe der Zeit wurde es offenbar, daß die in Joseph schlummernden Gaben gefördert werden mußten. Der Ortspfarrer Lizentiat F. Cisar, Generalsuperintendent von Mähren, nahm regen Anteil an dem begabten Knaben. Ihm verdankte er die Aufnahme in dem Internat des evangelischen Gymnasiums in Teschen. Dieses wurde während der Toleranzzeit für Söhne evangelischer Eltern aus Böhmen und Mähren gegründet. Eine Freistelle ermöglichte den Aufenthalt. Die Mutter sorgte für die Bekleidung und für ein bescheidenes Taschengeld. Die Ferien verbrachte der Zögling im Internat. Nur in den Sommerferien konnte er den

weiten Weg in die Heimat machen. Diese Wochen mit ihrer Freiheit im Blanze mütterlicher Liebe verlebte er mit besonderem Genuß.

Die Lebenshaltung im Internat war von spartanischer Einfachheit. In den Wintermonaten gab es täglich zu Mittag Sauerkraut mit Fleisch und zum Abendbrot Fleisch mit Sauerkraut. Nur der Sonntag machte eine rühmliche Ausnahme. Trotzdem blieb Sauerkraut eine Lieblingsspeise Simsas. Die nahrhafte Morgensuppe bereiteten sich die Schüler aus geröstetem Mehl.

Während des wöchentlichen Ausganges in die Stadt suchten sich die Schüler durch Beschaffung von Leckerbissen zu entschädigen. Sehr beliebt waren „Sahneröhrchen“. Für Arrestanten kauften die Kameraden ein. Der Häftling ließ einen Faden aus dem Fenster des Karzers herunter. Das Päckchen wurde daran befestigt und die süße Frucht nach oben gezogen. Sie mußte das Studierzimmerfenster eines Lehrers passieren. Eines Tages erschien dessen Hand und versuchte das Päckchen zu fassen. Ein Ruck, und es entwich, um sofort wieder herabgelassen zu werden. Nochmals griff die Hand zu — vergeblich! So wiederholte sich das Spiel einige Male, bis der Arrestant Sieger blieb. Ein anderes Mal ereignete es sich, daß ein Schüler eine Spieldose mit in die Klasse brachte. Während des Unterrichts berührte er die aufgezugene Feder und das Liedlein erklang. Wie es seine Gewohnheit war, legte der Professor den Zeigefinger an die Nase und rief mit Empörung das seitdem zum geflügelten Wort gewordene: „Hier ist ein Lump, wo ist der Lump!“ Keine Antwort. Die Untersuchung beginnt. Der schuldige Schüler steckt unbemerkt die Spieluhr in die Tasche. Von dort glitt sie aber, da das Futter beschädigt war, in den Stiefelschaft. Mit entsprechender Lautstärke klang die fröhliche Melodie zu Ende. Bevor der Bisitator den Sünder erreichte, schwieg die Uhr. Der Professor hatte das Nachsehen. Im Stiefelschaft ver-

Sonnige Jugend und Lehrzeit

mutete er die Spieluhr nicht. Gegen Abend aber schlug dem Schüler das Gewissen. Er bat den Lehrer um Verzeihung.

Die Schuljahre gingen in fleißigem, erfolgreichem Schaffen vorüber. Von Tertia an gab Joseph Mitschülern Nachhilfeunterricht. Auf diese Weise war er in der Lage, seine Mutter zu entlasten. Mit ihr blieb er in treuer Sohnesliebe verbunden. In seinem vierzehnten Jahre verlebte er die großen Ferien bei Pfarrer Sebasta in Rußlau bei Brünn. Mit zwei Pastorenöhnen erhielt er Unterricht im Katechismus und wurde anschließend dort konfirmiert. Dem gründlichen Unterricht dieses Mannes verdankte der spätere Theologe seine guten Kenntnisse des Heidelberger Katechismus.

Außere und innere Vorbereitung auf den Beruf

Erfolgreich absolvierte der Schüler das Gymnasium. Das Abitur bestand er als „primus omnium“. Sein Ortspfarrer verschaffte ihm ein Stipendium für das theologische Studium in Wien. Für seine wissenschaftliche Förderung und im Hinblick auf seine innere Entwicklung wurden zwei Hochschullehrer, Professor D. Wig-Oberlin und Professor Böhl, segensreich. Das Stipendium und Freitische bei freundlichen Gastgebern deckten nicht die Kosten des Studiums. Der Student sah sich gezwungen, durch Unterricht, Uebersetzungen und Werkarbeiten, die Lücken zu schließen. Trotz des Lebensernstes, der über seinem Studium lag, schenkte auch ihm die heitere Welt Wiens mancherlei Freude.

Im dritten Semester ging Joseph nach Halle. Hier erschloß sich dem mit tiefsten inneren Nöten Ringenden eine neue Welt. Durch die Fürsprache des väterlichen Freundes Pastor Lic. Cisar fand er Aufnahme im Konvikt, das zu jener Zeit noch ganz den Geist seines berühmten Gründers D. A. Tholuck atmete. Die Seele dieser lebendigen Gemeinschaft war „Frau Käthe“, die Wittin des verstorbenen Professors Tholuck, welche in geistiger Frische dem Hause vorstand. Hier war man aufgeschlossen für alles Schöne und Wahre, das Kunst und Wissenschaft zu bieten hatten. Im Stift herrschte ein frischer, fröhlicher Geist, aber auf die Dauer konnte sich in ihm nur der wohlfühlen, welcher Christus als den Herrn und Meister auch seines Lebens erkannt und erfahren hatte.

Eine solche Begegnung mit Christus hatte der neue Konviktuale noch nicht erlebt. Bisher war es ihm nicht vergönnt, seine Erkenntnis unter einen bedingungslosen Glauben zu beugen. Einem

Studienfreund, der im lebendigen Glauben stand, versuchte er klar zu machen, daß eine rückhaltlose Uebergabe an den Sündenheiland ohne eigene verstandesmäßige Einsicht für ihn nicht möglich wäre. Der junge böhmische Theologe war gekommen, um eine „heilsame Lehre“ kennen zu lernen und durch Erweiterung seines Wissens zu ergründen. Sein Kamerad wies ihn darauf hin, daß der Schwerpunkt im Christentum nicht in einer neuen Lehre, sondern in dem neuen Leben liege, das nur der erlangen könne, welcher eine Wiedergeburt erfahren habe. Bei einem dieser heißen Wortgefechte rief ihm der Freund zu: „Haben Sie jemals um den Heiligen Geist gebetet?“ Diese Frage verblüffte den Zweifler. Er verstummte. Nach längerem Nachdenken mußte er zugeben, daß dieser Gedanke ihm neu war. Daran hätte er nie gedacht. „Nun, so tun Sie es jetzt“, forderte sein Freund von ihm, „im schlichten Glaubensgehorsam gegen das Wort: Der Vater im Himmel wird den Heiligen Geist geben denen, die ihn bitten (Lukas 11,13). Ohne das Geschenk des Heiligen Geistes können Sie Theologie studieren, aber die Bibel als das Evangelium von Gott dem Vater, dem Sohne und dem Heiligen Geist werden Sie nicht verstehen“. — Joseph sah sich einer neuen Wirklichkeit gegenüber. Er suchte die Einsamkeit und vertiefte sich in die Heilige Schrift. Er rang mit Gott. Dieses aufrichtige Gebet eines friedesuchenden Herzens fand Erhörung. Gott beglückte ihn mit innerer Klarheit. In später Nachtstunde erhob er sich von seinen Knien und durfte voll Lob und Dank erkennen, daß er „sein Pfingsten“ erleben durfte. Er wußte nun um die überwältigende Wirklichkeit der den Menschen von Sünden reinmachenden Gnade Gottes, wie sie in jenem Wort des zweiten Korintherbriefes ausgedrückt wird: „Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe es ist alles neu geworden“. Dieses Handeln Gottes erwies in dem

jungen Theologen seine umwandelnde Kraft. Er besaß eine „neue Bibel“ und einen lebendigen Heiland. Sein Leben erhielt eine andere Ausrichtung, der er bis an das Ende seiner Tage die Treue hielt.

Die Konviktuale führten verschiedene Titel: „Ober-Hörsprecher“ hießen die, welche in den nach dem Hofe zu gelegenen Stuben des obersten Stockwerkes wohnten und „Supp-Diakonus“ diejenigen, die den abendlichen Tischdienst hatten. Der gute Geist des Hauses war Fräulein Schober, die Hausdame der Frau Rätin und die treue Freundin der jungen Männer. Simsa sagte von ihr: „Wenn Fräulein Schober in den Studentenzimmern Staub wischte, dann wischte sie auch den Staub von den Seelen der Bewohner“. Sie war ein verwachsenes, unscheinbares Persönchen und besaß einen klaren Kopf und einen kundigen Blick für die äußeren und inneren Nöte ihrer Schutzbefohlenen. Mit ihr verstand sich Simsa besonders gut. Im Konviktleben war er ihr Vertrauter. Sie veranlaßte ihn zu den Festen, Gelegenheitsgedichte zu verfassen und mitzuhelfen, das Weihnachtsfest für diejenigen, welche im Konvikt vereinigt blieben, freundlich auszugestalten. Diese Freundschaft bewährte sich Zeit ihres Lebens und wurde von ihr später auch auf seine Familie übertragen.

An der Universität gewannen zwei Persönlichkeiten Einfluß auf seine innere Entwicklung. Es waren dies die Professoren D. Martin Kähler und D. H. Hering. Nicht nur im Kolleg, sondern auch im engeren Familienkreise durfte er diese gläubigen Lehrer kennenlernen. Im Konvikt wurde nur Frühstück und Abendbrot gereicht. Die Mittagsmahlzeit nahmen die Studenten auswärts ein. Es bestand ein akademischer Freitisch, viel beliebter aber waren Einladungen zum kostenlosen Einnehmen der Mittagsmahlzeit im Kreise halleischer Familien. So fand er Aufnahme im Hause des Dom-

predigers Albers, mit dem ihn später in Breslau eine tiefe Freundschaft verband, die von hohem Werte für seine Entwicklung werden sollte. Der in mancherlei Künsten bewanderte, sehr kinderfreundliche Studiosus erfreute sich überall großer Beliebtheit; er mußte Spiele anzuregen, Unterhaltungsabende zu veranstalten und bei Familienfeiern den „Anfager“ zu machen. Bald aber wurde der junge Theologe auch zu mancherlei Arbeiten in der Gemeinde und auf weiteren Gebieten der Inneren Mission herangezogen; er half im Kindergottesdienst und in der Jugendarbeit. Mit gleichgesinnten Kommilitonen schloß er sich zur gemeinsamen Bibelarbeit zusammen. So durfte er an sich selber erfahren, wie erquickend und fördernd es für junge, einsame Menschen im Getriebe der Großstadt sein kann, wenn christliche Häuser sich ihnen aufthun und sie den Segen und den Reichtum glücklichen Familienlebens verspüren dürfen. Auf diese Weise ist es verständlich, wenn sein eigenes Haus stets für Studenten, Studentinnen und verlassene Menschen weit geöffnet war. —

Im lebendigen Austausch mit seinen Lehrern, christlichen Freunden und Kommilitonen erhielt Simsa die rechte Lebenshaltung. Er bestand in Halle sein erstes Examen und siedelte Anfang 1888 nach Leipzig über. Dort wurde er von Professor Franz Delitzsch in die mannigfaltigen inneren und sprachlichen Schönheiten des alten Testaments eingeführt. Bereits im Herbst 1888 hatte er in Wien mit ausgezeichnetem Erfolg das zweite Examen bestanden. Er erhielt ein Stipendium, welches es ihm ermöglichte, ein weiteres Studienjahr in Edinburg zu verbringen. Hier wurde ihm das vielgestaltige Glaubensleben englischer und schottischer Prägung vertraut. Außer wertvollen persönlichen Beziehungen durfte er während dieser beiden Semester seine Allgemeinbildung erweitern und reiche Anregungen gesegneter Reichgottesarbeit mit

in die Heimat nehmen. Seine freudige Bereitschaft, mit Christen aller Bekenntnisse Gemeinschaft zu pflegen, sofern sie sich mit ihrem Leben zu Christus bekannten, ist wohl auf diese Edinburger erlebnisreiche Zeit zurückzuführen.

Mit theologischem Wissen und umfassender praktischer Lebens- und Berufserfahrung ausgerüstet, konnte er nunmehr seine Studien abbrechen und in's Leben und in die Arbeit eintreten. — Für die „freie Wortverkündigung“, der er sich widmen wollte, schwebte ihm das Beispiel des Apostels Paulus vor. Auch er glaubte, um völlig frei schaffen zu können, den Lebensunterhalt durch ein Handwerk verdienen zu müssen. In seiner Heimat hatte er in seiner Schulzeit oft einem biedereren Schuhmachermeister zugeschaut, ihm vorgelesen und kleine Hilfsdienste geleistet. Ihn fragte der junge Theologe daher, ob er ihm wohl sein Handwerk lehren wolle? Der verständige Meister schaute den Frager von unten bis oben an und meinte dann bedächtig: „Ja, lieber Herr Simsa, zu einem Handwerk gehört ein ganzer Mann und eine ganze Kraft — bleiben Sie man bei Ihrem Leisten!“

Und dabei hatte es denn auch sein Berwenden!

Reiseprediger in Böhmen

Die kirchlichen Kreise Deutschlands und Oesterreichs hegten gegen die freie Wortverkündigung starke Bedenken. Dem jungen Theologen war es ein Herzensbedürfnis, die frohe Botschaft vom Heil in Christo in die weitesten Kreise zu tragen. Er wollte jene Fernstehenden erreichen, welche mit der Kirche nicht in Beziehung standen. Daher nahm er im Jahre 1890 voller Freude den Ruf des Evangelisations-Komitees in Basel an, wodurch er die Aufgabe erhielt, das Evangelium in freier Weise in Böhmen und Mähren zu verkünden. Nach Möglichkeit sollte er die frohe Botschaft auch Juden nahe bringen.

In dem damaligen Oesterreich war das Bibelwort wenig bekannt. Zwar gab es lebendige Diasporagemeinden. Diese kämpften mit großen Opfern um ihre Existenz. Die Öffentlichkeit wurde von Rom beherrscht. Der freie Verkauf der Bibel war verboten. Es war schwierig und sogar gefahrvoll in den Besitz einer Bibel zu gelangen.

In dieses weite, steinige Ackerland wollte der junge, für seinen Herrn begeisterte und von seiner Aufgabe durchdrungene Theologe den Samen des Gotteswortes austreuen. Er hielt volkstümliche, apologetische Vorträge. Er sprach in neutralen oder, wenn ihm solche zur Verfügung standen, in kirchlichen Räumen. Von der Kirchenleitung in Brünn und später auch von Prag ließ er sich den Charakter eines „Bikars des Stadtpfarramtes“ verleihen. Entsprechende Vollmachten, die ihm den Dienst erleichterten, wurden ihm ausgestellt. Ein ausführliches Tagebuch vermittelt Einblicke in die Erlebnisse des jungen Reisepredigers. Von seinen Schwierig-

keiten und Kämpfen, von seiner Arbeitsweise mag er uns selbst berichten:

„Am 15. August 1890 trat ich meine erste Missionsreise an. Sie führte in den von meiner Heimatgemeinde Klobouk etwa zwei Stunden entfernten Marktflecken Dambowitz, der für seine zweitausend Einwohner eine katholische Kirche, eine Synagoge und ein kleines evangelisches Bethaus besitzt, in welchem letzterem monatlich einmal Gottesdienst für diejenigen stattfindet, die den weiten, beschwerlichen Weg nach der Muttergemeinde Klobouk nicht machen können. Hier in Dambowitz hatte ich vor zwei Jahren bereits, als ich in den Ferien daheim war, im Auftrag meines verehrten Freundes Lizentiat Cisar einen Gottesdienst gehalten und abkündigen lassen, daß ich am Nachmittag einen deutschen Vortrag im Bethaus halten würde. In Dambowitz gibt es außer den Juden, den Lehrern und dem katholischen Pfarrer keine deutschredende Bevölkerung; so war es unmißverständlich, daß sich die Einladung in erster Linie an die Juden richtete, und das war verstanden worden. Trotzdem das Wetter ungünstig war, hatten sich neben zahlreichen böhmischen Landsleuten gegen hundert Juden und Jüdinnen eingefunden. Es war eine merkwürdige Versammlung, diese jüdischen Gestalten, die in solcher Zahl wohl noch kaum je in einem christlichen Gottesdienste zusammen gewesen sein mögen. Es war Laubhüttenfest, und daran anknüpfend habe ich in freier Weise, ohne Text oder bestimmtes Thema christliche Gedanken ihnen nahebringen versucht. Das Beste aber war, daß ich allerlei Schriften, vor allem das Neue Testament, verteilen konnte, die willig angenommen wurden. Nach dem Vortrag hatte ich mit einigen jungen, gebildeten, jüdischen Leuten eine Aussprache. Einer derselben, ein Lehrer aus Leipnick, war besonders dankbar. Ich hoffte durch ihn in der fast tausend Seelen umfassenden israelitischen Gemeinde von

Leipnick einen Anknüpfungspunkt zu haben. Wie die Versammlung, so war der Ort derselben merkwürdig. Dieses kleine evangelische Bethaus war früher das katholische Pfarrhaus, dann ein jüdisches Wohnhaus, und nun diente es den Evangelischen als Gotteshaus. Hier in Dambowitz wollte ich wieder anknüpfen und hatte von Pfarrer Cisar, welcher der Judenmission freundlich gegenüber steht, den 15. August als Tag des Gottesdienstes festsetzen lassen und zwar diesen Werktag deswegen, weil es ein katholischer Feiertag, nämlich Mariæ Himmelfahrt, war. Am Sonntage geht, wo irgend kann, nach Klobouk zur Kirche, darum wird in Dambowitz vielfach ein katholischer Feiertag gewählt. Nachdem ich am Vormittage den böhmischen Gottesdienst und die Katechese gehalten hatte, erwartete ich mit Sehnsucht den Nachmittag, an dem um zwei Uhr der deutsche Vortrag angekündigt war. Ich fand mich pünktlich ein, aber es kam niemand, so daß ich annehmen mußte, der Rabbiner habe diesen Vortrag verboten. Allmählich erschienen eine Anzahl böhmischer Protestanten, so daß ich beschloß, einen kurzen böhmischen Gottesdienst zu halten. Während des Besanges fanden sich aber noch etwa fünfundzwanzig jüdische Besucher ein, meist junge Leute. Sollte ich vor so wenigen Zuhörern nun den Vortrag halten? Ich tat es, nachdem ich die kurze böhmische Andacht beendet hatte und sprach in Anlehnung an den 14. Psalm über die drei Fragen: Was halten Sie von der Menschen Werke? — Wie denken Sie über den Unglauben? — Woher erwarten Sie das Heil? — Ich stellte bei jeder Frage Menschenurteil gegen Gottes Urteil und suchte den Zuhörern den Weg zu zeigen, wie sie sich für das letztere entscheiden könnten. Die anwesenden Juden hörten sehr gespannt zu; ob sie alles verstanden haben, ist fraglich, aber soviel haben sie jedenfalls mitnehmen können, daß wir Christen ihnen etwas zu sagen haben. Ob der Rabbiner Protest einlegen

wird? Nun, mir kann er nichts in den Weg legen, da ich in einem evangelischen Bethause gesprochen habe und zur Predigt berechtigt bin. Der Herr wolle das ausgestreute Wort segnen!"

In mühsamer Kleinarbeit, in Gesprächen von Person zu Person, baute der junge Reiseprediger seine Missionsarbeit auf. In anschaulicher Weise gibt er uns ein Bild davon. Er erzählt: „Mein Freund und Studiengenosse Pastor Swanda begleitete mich nach Austerlitz; er kannte dort die jüdische Familie eines Glashändlers, mit dem wir bald in ein angeregtes Gespräch kamen. Er führte mich in die Synagoge und erzählte mir auf dem Wege, daß er von Christen oft über die Blutbeschuldigung interpelliert werde; daran sei doch nichts Wahres? Ich habe ihm den Grund gezeigt, warum solche Beschuldigungen aus der Luft gegriffen seien: 1) Nach alttestamentlicher Festsetzung sei das Blut als Träger des Lebens nur Gott geheiligt, dürfe von den Menschen daher nicht genossen werden. 2) In den rabbinischen Schriften sei nichts darüber nachzuweisen, was die Blutbeschuldigung rechtfertigte. — Er war sehr erfreut, diese Belehrung erhalten zu haben. . . . Ich gab diesem die „Ernsten Fragen“ von Delitzsch und hoffe, daß er sie lesen wird. — In der Synagoge war der Gottesdienst in vollem Zuge. Das Haus war nicht, wie sonst üblich im maurischen, sondern im romanischen Stil erbaut und sollte über sechshundert Jahre alt sein. Am Betpult stand ein hagerer, junger Mann in seidnem Talar und mit einem Sammetbarett mit Quaste, der „Chasan“. Die Synagoge war mäßig besucht. Da am folgenden Tage der Geburtstag Kaiser Franz Josefs war, so hatte man ein schwungvolles Gebet für ihn eingelegt, und zuletzt wurde die österreichische Volkshymne apostrophiert (etwa so: Bald wirst du erhabenes Lied erklingen und in jeder Brust dankbare Gefühle wecken . . .) und sämtliche Verse desselben wurden gesungen. Dann war der Gottes-

dienst aus. Während der Feier beschäftigte sich der Synagogendiener mit mir. Er hielt mich für einen römischen Geistlichen und brachte mir ein Gebetbuch mit böhmischer Übersetzung. Als ich ihm sagte, ich sei ein evangelischer Prediger, wies er mir ein deutsches Testament vor und erzählte, er habe die Präparandenanstalt besucht und sei ein gebildeter Mann. Er führte mich in sein Haus, wo ich auch den Chasan vorfand. Da die Mittagsmahlzeit herankam, forderte mich dieser auf, mit ihm in dem „Koscher-Restaurant“ zu essen. Die Juden während sind im allgemeinen sehr „rein“. Das Essen war gut und nicht teuer. Mir war die Hauptsache, daß ich mit dem Chasan ins Gespräch kam. Er wollte nicht glauben, daß ich kein Jude sei, meine Kenntnisse jüdischer Dinge setzten ihn in Erstaunen. Wir diskutierten eifrig über Gesetzesfragen. Viele der Gäste, die Gaststube hatte sich inzwischen gefüllt, hörten aufmerksam zu, und einige beteiligten sich an der Aussprache. Beim Abschied schenkte ich dem Chasan ein Neues Testament und einige Schriften, die er dankbar annahm.

. . Auf dem Bahnhofe in Brünn sprach ich mit einem Juden aus Wilna; er wollte den Fahrplan studieren, ich bot mich an, ihm zu helfen, und er entpuppte sich im Gespräch als ein fanatischer Salmudist; er betonte, ein Jude, der um „Parnasse“ (Gewinn) oder um eines Mädchens willen Christ würde, sei ihm lieber, als einer, der es aus Ueberzeugung tue! Diese Verteidigung der Lüge und Verstellung vertruug sich bei ihm mit der Peinlichkeit im Gesetzeswesen! Als ich ihm eine Schrift anbot, wandte er sich wütend ab — er hätte mich am liebsten zerrissen . . .

. . Nachmittags gehe ich unter die Juden. Der einzige Weg, um mit ihnen in Fühlung zu kommen, ist das jüdische Kaffeehaus oder Hotel. Ich fand zwei Hochzeiten vor, an deren einer der Rabbiner teilnahm. In der Gaststube traf ich eine Anzahl von Leuten an,

mit denen ich ein Gespräch anknüpfte und mich nach der Glaubensstellung der Juden in P. erkundigte. Man sei im allgemeinen indifferent, war die Antwort. Der Rabbiner sei unbeliebt, geschäftlich leide man sehr unter dem Antisemitismus . . . In langer Debatte habe ich ihnen auseinandersetzen können, wie ich mir die Lösung der Judenfrage auf Grund alt- und neutestamentarischer Weissagungen denke. Ich fand dankbare Zuhörer. Charakteristisch war, daß mir Stoecker vorgeworfen wurde, als ich ihnen den Unterschied zwischen biblisch-evang. und römisch-kathol. Christentum klar zu machen versuchte. Der Haß gegen Stoecker ist unglaublich groß. Ich sagte ihnen, daß ich St. persönlich kenne und mit ihm über die Judenfrage gesprochen hätte und wisse, daß er am Juden nur das table, was jeder edle Jude auch verabscheue — er sei ein völlig anderer, als ihn die Presse darstelle . . . Es waren interessante Stunden . . .

Vor meiner Abreise suchte mich noch der Curator der deutschen Lutheraner auf und bat mich, auch in P. regelmäßig Gottesdienst zu halten. Das war es, was ich mit gewünscht hatte. Allerdings muß noch der Parochus in Olmütz seine Zustimmung erteilen, an der es aber wohl nicht fehlen wird. Somit hätte ich wieder eine Predigtstation! In die deutschen Gottesdienste und noch mehr zu den anschließenden Vorträgen werden gewiß auch Juden kommen.“

In mühseliger Kleinarbeit schuf sich der junge Keiseprediger Land auf Land ab eine Predigtstation nach der anderen. Meist waren es deutsche Filialgemeinden, die ihm die Anknüpfungspunkte boten und die sich freuten, auch ihrerseits nun zu eigenen Gottesdiensten zu kommen. Seine Vorträge aber fanden immer mehr Beachtung; aber auch Anfeindungen vor allem von jüdischer Seite blieben nicht aus.

„ . . In Mißliß wurde ich vom Pfarrer der kleinen evang. Gemeinde sehr freundlich aufgenommen und eingeladen, am Morgen einen böhmischen Gottesdienst und am Nachmittag einen deutschen Vortrag zu halten. Ohne mein Wissen hatte ich den Bürgermeister, einen Juden, zu letzterem eingeladen, ich war auf der Fahrt mit ihm ins Gespräch gekommen. Er hielt Wort und brachte auch noch eine Anzahl Glaubensgenossen mit, obwohl er mir gesagt hatte, daß der Rabbiner den Vortrag verboten habe! Da die meisten Einwohner von M. Deutsch verstehen, so war auch der Vortrag am Nachmittag sehr gut besucht, sogar eine Reihe von Katholiken sei zugegen gewesen, wurde mir berichtet. Ich sprach über die Frage: Wer ist Jesus Christus?

Ich betonte in der Einleitung, daß unter den vielen Fragen, die unsere Zeit bewegen, diese die wichtigste sei. „Jesus Christus — keine Erfindung — kein bloßerugendmensch oder Jugendlehrer — kein sozialistischer Agitator — kein Religionsstifter, sondern der Heiland und Erlöser der Welt! Die Versammlung folgte mit großer Aufmerksamkeit. Im Anschluß daran hatte ich eine lebhafte Aussprache mit einigen Juden, die ins Pfarrhaus kamen, darunter der Bürgermeister, der mir versprach, mich in Brünn zu besuchen . .

Die öffentliche Tätigkeit des Vikars Simsa erregte Aufsehen. Man begann sich in K. u. K. Polizeikreisen für den „Agitator“ zu interessieren. Da der Reiseprediger die Verantwortung für seine Vorträge nicht den örtlichen Pfarrämtern übertragen konnte, mußte er den kirchlichen Weg verlassen und sich unter das Vereinsgesetz stellen. Er reichte daher bei der K. u. K. Polizeidirektion in Brünn ein Gesuch um Bewilligung öffentlicher Vorträge über sittlich-religiöse Fragen ein. Darin sagte er: „Diese Vorträge sollen in positiv entwickelnder, alle Polemik vermeidender Weise zu dem Zweck gehalten werden, daß solchen Personen, die daran

Interesse haben, die christliche Wahrheit apologetisch ins rechte Licht gestellt werde". „Ich dachte“, so berichtet das Tagebuch, „in wenigen Tagen Antwort zu erhalten. Weit gefehlt. Man lud mich ein, verhörte mich wie ein äußerst gefährliches Individuum mehrfach, erkundigte sich nach meinem Lebens- und Entwicklungsgang, ließ sich meine Zeugnisse vorlegen, lud auch Pfarrer Pokolny vor und examinierte ihn über meine Tätigkeit und gab — die Sache zur Statthalterei! Nach langem Warten kam folgende Antwort: „Zufolge hohen K. u. K. Statthalterei — Präsidialbeschlusses vom 5. 2. 1891 wird Ew. Wohlgeboren die Bewilligung zur Abhaltung von öffentlichen Vorträgen über sittlich-religiöse Fragen unter der Bedingung erteilt, daß Sie den Entwurf jedes Vortrages rechtzeitig zur hieramtlichen Einsichtnahme vorlegen“. So war denn der Weg zu öffentlichen Vorträgen auch in Brünn frei. Am 12. II. abends 7 Uhr erster Versuch! Von Plakaten hatte ich abgesehen, um Polizei und römischen Klerus nicht zu betrüben, und mich auf Zeitungsinserate beschränkt. Trotzdem war der Saal und ein Teil des Vorsaales von Leuten aus allen Konfessionen und Ständen gefüllt, auch jüdische Studenten seien dagewesen, sagte man mir. Ich sprach über das Thema: „Gibt es auf religiöse Fragen unbedingt gewisse Antwort?“ Ich wollte damit solche anlocken, die sich mit religiösen Fragen herumschlagen, aber keine rechte Antwort finden. . . . Ein aufmerksameres Publikum konnte ich mir kaum wünschen. Ich sprach über eine Stunde, und es herrschte eine Stille, wie beim Vater-Unser-Beten! — Nun sollen solche Vorträge regelmäßig stattfinden, der nächste soll aber noch besser angekündigt werden . . .

. . . Meine Arbeit in Brünn beginnt sich auszudehnen . . ., ich konnte in einer Reihe von jüdischen Familien Eingang finden und das Evangelium verkünden. . . Nun will ich mit den Vorträgen

über „Das Leben Jesu“ hier beginnen und warte sehnlichst auf die Bestätigung der Behörde, die noch aussteht. . . Von Leipzig habe ich erfahren, daß Missionar Gordon nach Prag kommen wird. G. ist ein Christ aus Israel, hat in Leipzig das Seminar besucht und im Segen in Czernowitz gearbeitet. Ich freue mich, an ihm einen Mitarbeiter zu gewinnen. . . Ich fuhr nach Prebisch, einer Stadt von 8 000 Einwohnern, darunter ca. 1 000 Juden, um auch dort eine Predigtstation zu gründen. Ich besuchte alle etwa 20 evang. Familien, die mit Freuden die Botschaft hörten, nun auch Gottesdienste haben zu sollen. . . Ober-Willimowitz, wohin die Evangelischen v. P. eingepfarrt sind, ist zwei Stunden weit entfernt, liegt hoch im Gebirge versteckt, so daß man bei schlechtem Wetter nur mit den größten Schwierigkeiten die steilen Bergpfade erklimmen kann. . . Es ist dies eine der vielen Spuren der „fürsorglichen“ Regentereformation; hat man eine Gemeinde nicht ganz unterdrücken können, so verdrängte man sie in solche Winkel, wo sie mit großer Wahrscheinlichkeit nicht „schädlich“ sein könnten. . . Die Hauptschwierigkeit bietet immer die Lokalfrage — der Bürgermeister versprach, dafür zu sorgen — ich hoffe, daß auch die Juden der Einladung folgen werden. . .

Heute habe ich den ganzen Tag gearbeitet, um abends festzustellen, daß ich garnichts erreicht habe. . . Wieder und wieder erwäge ich den Gedanken, ob ich nicht gut täte, einfach in jedes jüdische Haus zu gehen. Nur weiß ich aus Erfahrung, daß dies Erbitterung schafft. . . Die einzige Form, die ohne Aufdringlichkeit möglich ist, ist die „Kolportage“. Dieser aber steht das alles verparaphragierende Österreich sehr ungünstig gegenüber. Da es sich bei mir und meinen Traktaten um „ausländisches“ Schrifttum handelt, so wird die Sicherheitsbehörde Bedenken tragen. . . Ich will versuchen, mit von der Britischen und Ausländischen Bibelge-

fellshaft eine „Agentur“ übertragen zu lassen und dann Bibeln auf „Subskription“ anbieten — so komme ich vielleicht in die Häuser hinein und kann mit den Leuten ein Gespräch anknüpfen. . .

Im Hinblick auf seine christlichen Hörer waren seine Predigtreisen erfolgreich. Unbefriedigend blieben sie für seine jüdischen Missionsaussichten. Wahrscheinlich auf Grund eines Verbotes der Rabbiner fanden sich nur wenige oder gar keine Juden mehr ein. Um so erfreulicher war es für ihn, als nach vergeblichen Versuchen sich eine Buchhandlung bereit erklärte, ihm die Konzession zum Vertrieb religiösen Schrifttums zu verschaffen und ihm die Bücher zu liefern. In seinem Tagebuch dürfen wir darüber lesen: „Das wichtigste Ereignis dieses Monats ist die Tatsache, daß die K. u. K. Statthalterei in Prag mit die Kolportage-Erlaubnis für den Bezirk des ganzen Königreichs Böhmen erteilt hat. Ich darf allerdings nur Subskribenten sammeln und muß die Bücher dann zusenden lassen. Das ist ja aber auch Nebensache. Die Hauptsache ist, daß ich in die Häuser und ins Gespräch mit den Leuten komme, um ihnen das Evangelium näher zu bringen. Nun will ich kürzere Reisen von etwa vierzehn Tagen machen und die umliegenden Städte gründlich durcharbeiten“.

. . . Kolportage ist kein Kinderpiel! Das habe ich am eigenen Leibe erfahren. Gleichsam als Commis-voyageur zog ich im Lande umher, meine Wachsstocktasche mit Bibeln unterm Arm. Wo immer ich nachfragte, ob man eine Bibel kaufen wollte, wurde ich barsch abgewiesen. Einzelne schrakten zusammen, wenn ich sie ansprach, andere lachten mich aus, andere warfen mich förmlich raus! Ich muß gestehen, daß es mir außerordentlich schwer fiel, mich wieder und wieder abweisen zu lassen. Oft hätte ich am liebsten geweint und mußte mir im Gebet neue Kräfte schenken lassen. Am Sonntag hielt ich, wo ich die Möglichkeit hatte, einen Gottesdienst oder einen

Vortrag. Am Montag besuchte ich vorzugsweise den „Fandelmarkt“. Das ist das ghettomäßigste, was es in Prag gibt. Unter alten Lauben stehen lange Reihen von Tischen, auf denen die Juden ihre Herrlichkeiten feilhalten. „Was wolle sie kaufen, junger Mann?“ fragte ein schwarzgelockter junger Jude mit einschmeichelndster Stimme. „Kaufen will ich nichts, aber verkaufen!“ und schon packte ich mein Bündel aus. „Bibeln“, spottete er, „die haben wir selber genug, wem noch Romane wären! So aber. . .“ und er ließ mich verächtlich stehen. — Kolportage ist ein mühseliges Geschäft! Ein Lederhändler, dem ich meine „Ware“ anbot, hob erstarrt beide Arme empor und sah mich mit einem Blick an, der deutlich zeigte, wie sehr er erstaunt war, daß es so komische Leute gäbe, die sogar Bibeln verkaufen wollten!

Im Hofe eines Geschäftes in Brünn hatte ich ein langes Religionsgespräch mit einigen Juden, von denen der eine mit schon länger bekannt war. Wir gingen von den Judenverfolgungen aus. „Warum werden die Juden gehaßt?“ war die Frage. Sie gaben selbst zu, daß die Juden vielfach die Veranlassung dazu gaben, wogegen ich irgendwelche Brutalitäten natürlich nicht in Schutz nahm. Bald aber waren wir bei dem Hauptgrund: Dem Leiden Israels wegen seines Verhaltens zu Jesus Christus! Einer der Juden machte mir diese Deutung leicht, indem er erzählte, ein katholischer Priester habe ihn vor ein Kreuzifix geführt und gesagt: „Solange der da hängt, werden die Juden keinen Frieden haben!“ Ich stellte das zurecht und begründete es biblisch. Zum Schluß bemerkte ich: „Sie wundern sich, daß ich in jüdischen Dingen bewandert bin; wäre es nicht billig, wenn auch Sie sich genauere Kenntniss der christlichen Anschauungen verschaffen würden? Haben Sie das Neue Testament schon gelesen?“ Der Alte machte eine erschrockene Geste und wehrte ängstlich ab! . . .“ —

... Meine besondere Aufmerksamkeit widme ich einem kleinen evangel. Häuflein in Schwibbogen an der böhmischen Grenze. Hier entstand vor drei Generationen mitten unter einer katholischen Bevölkerung nur durch Lesen der Hl. Schrift, deren erstes Exemplar ein Baron v. W. aus Prag mitgebracht hatte, eine evangelische Erweckung. Trotz grausamer Verfolgung — es leben noch zwei Schwestern, deren Mutter, als sie vom Religionsverhör zurückkehrend aufgefordert wurde, das am Wege stehende Kreuzifix zu küssen, dies verweigerte und der daraufhin der Mund am Kreuze blutig geschlagen wurde — bildete sich eine kleine Gemeinde, die sich ein Kirchlein baute. Der Erzbischof von Olmütz aber ließ in dem Ort daraufhin eine prächtige kathol. Kirche bauen und setzte einen besonders tüchtigen Pfarrer dort ein, so daß die kleine Herde stets unter Druck stand. Diese Leute nun haben ein großes Verlangen nach Gottes Wort, und ich diene ihnen gerne. . .*)

... In einer Gesellschaft sprachen wir vom Aberglauben. Ich zeigte, wie Leute ohne Glauben dem Aberglauben erliegen. Nur der Glaube an den lebendigen Gott mache davon frei. Zwei Arten von Aberglauben suchte ich im besonderen zu entkräften: Das Halten des Freitags für einen Unglückstag und den „Dreizehnten bei Tisch“. Ich sagte, wenn man schon darauf achten will, muß man den Freitag für den größten Glückstag und den Dreizehnten bei Tisch für einen Glückspilz ansehen; denn am Freitag geschah das

*) „Die Geschichte einer Predigt“: Simsa hatte über Gal. 6, 7–10 gepredigt und als Illustration zu Vers 10 (So laßt uns Gutes tun, allermeist aber an des Glaubens Genossen) von den Leiden der kleinen Märtyrergemeinde Schwibbogen erzählt und um Gaben gebeten. Am anderen Tage erhielt er den Brief einer Lehretin, in dem sie schrieb, die Geschichte von Schw. ließe ihr keine Ruhe, ob man nicht einen Prediger dort anstellen könne, sie würde gern einen größeren Betrag dafür geben. Simsa, der gerade tief in allerlei Arbeit steckte, kam diese Anregung wenig gelegen; immerhin konnte er sie nicht unbeachtet lassen. So schrieb

größte Wunder für alle Welt und der, durch den es geschah, war stets der Dreizehnte in der Tischgesellschaft seiner Jünger! . . .

. . . Mein dritter öffentlicher Vortrag in Brünn war sehr gut besucht. Viele mußten weggehen, weil sie keinen Platz mehr finden konnten — auch Juden waren zahlreich erschienen. Ich sprach über das Thema: Ist die Auferstehung Jesu Christi geschichtlich verbürgt? . . .

*

Simša war durch seine Vorträge eine stadtbekannte Persönlichkeit geworden, vielfach geschätzt, aber auch stark angefeindet. Eines Tages erschien in der gelesensten Zeitung Brünns eine große Anzeige: „Bissiger Hund verloren — hört auf den Namen „Simša“, abzugeben in der Geschäftsstelle“. — Ein Späßvogel hatte sich seine „bissige“ Bemerkung etwas kosten lassen!

Seinem treuen Einsatz blieb aber der Erfolg nicht versagt. Die Zahl der Predigstationen wuchs. In Privathäusern sammelten sich Bibelkreise. Bibel und Bibelteile wurden in immer größerer Anzahl vertrieben. Wenn auch in jüdischen Kreisen die Erfolge wenig sichtbar waren, so durfte Simša es doch erfahren, daß bei Einzelnen die Botschaft vom Kreuz Eingang fand. Er verlegte seinen Hauptsitz von Brünn nach Prag. Dort wurde er ordiniert. Von Prag besuchte er die großen Badeorte Osterreichs. Hier veranstaltete er in kühn von ihm gemieteten Kurhauszälen Vortragserien, die überraschenden Zulauf fanden. So dehnte sich seine Evangeli-

er unter dem Titel „Die Geschichte einer Predigt“ einen Artikel für den „Schlesischen Familienboten“ und hatte die Freude, binnen kurzem für die Anstellung eines Vikars die nötige Geldsumme gezeichnet zu sehen. Nun konnte die Gemeinde von Olmütz aus, dem Wohnorte des Vikars, regelmäßig versorgt werden. Es entwickelte sich ein reges geistliches Leben. Im Laufe der Zeit konnte ein stattliches Versammlungshaus errichtet und für den besonderen Dienst in Schwillbogen eineigens dafür im Johanneum ausgebildeter Diakon angestellt werden, dessen gesegnete Arbeit weit über die Grenzen der Gemeinde hinaus Früchte trug.

tionstätigkeit immer weiter aus. Mit Dankbarkeit hat Simsa stets auf dieses sein erstes Arbeitsfeld zurückgeschaut.

Im Jahre 1893 erhielt er einen Ruf von Berlin. Die „Gesellschaft zur Förderung des Christentums“ erbat seinen Dienst. Es erwartete ihn eine ähnliche, nur noch umfassendere Evangelisations-tätigkeit für Schlesien mit dem Sitz in Breslau. Auch hier sollte der Zweck seiner Arbeit sein, „den dem Worte Gottes und der Kirche Entfremdeten die lebendige Botschaft von Jesus Christus, dem Erlöser der Welt, nahe zu bringen. Durch Vorträge in profanen Sälen, zu denen mit den Mitteln zeitgemäßer Propaganda, durch Plakate und Zeitungsannoncen eingeladen werden sollte, hoffte man weiteste Kreise zu erreichen“. Er nahm diesen Ruf aus dem „Reich“ in der Gewißheit an, daß der Meister selbst ihn in diesen Weinberg rief.

Kurz vor seiner Abreise aus Böhmen wurde er aus Anlaß des „Hußjubiläums“, das auch die Katholiken feierten, von einem Turnverein zu einem Vortrag über Huß in einen Restaurantgarten gebeten. Der Garten war überfüllt. In den angrenzenden Häusern waren die Fenster besetzt. Am Vortragstisch saß mit gespitztem Bleistift ein Polizeikommissar, um mißliebige Bemerkungen festzuhalten. Als Simsa das Rednerpult betrat, wurde ihm klar, daß er die vorbereitete Einleitung zu seinem Vortrage nicht anwenden durfte. Er schrie zu Gott um Weisung. Da fiel ihm eine Begebenheit ein, die er erlebt hatte. Er begann zu erzählen: „Der Bürgermeister eines Dorfes hörte, daß ein ‚hoher Herr‘ inkognito und ohne Begleitung den Ort passieren würde. Sein Ehrgeiz duldet nicht, daß dies ohne entsprechende Ehrung geschehen durfte. So ließ er den Empfang des ‚hohen Herrn‘ im Dorfe vorbereiten. Girlanden wurden geflochten. Die Schulkinder übten Lieder ein. Der Bürgermeister wollte eine Rede halten. Böllerschüsse sollten abgeschossen

werden. Ueber dem Dorf lag eine große Erwartung. Da nahte der Wagen mit dem hohen Gast. Die Feierlichkeiten verliefen ohne Zwischenfall. Nur der ‚hohe Herr‘ wurde immer unruhiger. Er suchte vergebens einen Augenblick, um sich verständlich zu machen. Am Schluß der Rede des Bürgermeisters gelang es ihm. Er raunte diesem zu: „Ich bin ja gar nicht der erwartete hohe Gast“. Das geistesgegenwärtige Dorfoberrhaupt berührte beruhigend seinen Arm: „Seien Sie still, es kommt ja gar nicht so genau darauf an“. Daran anknüpfend fuhr Simsa fort: „Kommt es auch Euch nicht so genau darauf an, von welchem Fuß Ihr hört?“ Mit einem tausendstimmigen Nein antwortete die Menge. Simsa fragte: „Wollt Ihr also von mir den rechten Fuß geschildert bekommen?“ Nochmals antwortete die Menge: „Ja!“ Ungehindert konnte Simsa daraufhin reden. Der Herr Kommissar steckte seinen Stift in die Tasche.

Im Dienst der Inneren Mission in Breslau

Johann Hinrich Wichern, der Herold der Inneren Mission, stellte in seiner „Denkschrift“ die Forderung auf: „Unsere Kirche muß in den Besitz des Institutes des Reisepredigers gelangen. Das gedruckte Wort gehe ihm voran, folge ihm nach oder begleite ihn, so daß die Verkündigung in Predigt, Gespräch oder Brief, miteinander Hand in Hand wirke“. Die charitative Aufgabe der Inneren Mission ließ diese evangelisatorische Forderung Wicherns in den Hintergrund treten. Die freie Wortverkündigung, welche ihre Hörer nicht nur in engen Kirchenmauern, sondern weit darüber hinaus in den breitesten Schichten des Volkes sucht, fand in der offiziellen Kirche der letzten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland wenig Verständnis. Der Unglaube wurde aus den Quellen materialistischer Weltanschauung und einer dem Christentum feindlichen Wissenschaft gespeist. Durch Verflachung der christlichen Botschaft seitens einer liberalen Theologie entstand religiöse Gleichgültigkeit. Die Kirchenbänke leerten sich. Das Wort vom Kreuz wurde in pietistische Kreise, die miteinander kaum in Verbindung standen, zurückgedrängt. Die kirchliche Notlage nahm zu mit dem Wachstum der Großstädte, deren Kirchengemeinden unüberschaubar wurden. Das Uebermaß von Arbeit machte es den Pfarrern unmöglich, das Bedürfnis nach Einzelseelsorge und nach Gemeinschaftspflege zu berücksichtigen. Das ist der Grund, wodurch die Anregungen, welche vom Ausland nach Deutschland kamen, auf fruchtbaren Boden fielen.

Mitte der siebziger Jahre kam der Engländer Pearsel Smith in Deutschland an. Er erregte zunächst in Berlin, dann auch in

anderen deutschen Städten durch seine packenden erwecklichen Reden aufsehen. Der Deutsch-Amerikaner von Schlümbach, welcher sich mit seiner Verkündigung des Evangeliums an die Männerwelt wandte, wurde zum Begründer des „Christlichen Vereins junger Männer“ in Berlin. Diese in kurzer Zeit über Deutschland weitverzweigte Jungmännerarbeit blieb bis zur Gegenwart ein ernstes volksmissionarisches Anliegen der Kirche. Pietistische Kreise, welche vielerorts seit Jahrzehnten bestanden, suchten angeregt durch diese angelsächsichen Besuche Gemeinschaft untereinander. Manche Erweckungen wurden hervorgerufen. „Glaubenskonferenzen“ traten zusammen. Zahlreiche heilsverlangende Menschen besuchten diese. Aus örtlichen Zusammenschlüssen entwickelte sich mehr und mehr die „Gemeinschaftsbewegung“, welche von folgenden bedeutenden Männern getragen wurde: Graf Bernstorff, Walter Michaelis, Rektor Dietrich, Forstmeister von Rothkirch, Elias Schrentz u. a. Waren unter den Kanzeln viele Herzen unbefriedigt geblieben, so fanden sie in diesen Kreisen neues inneres Leben und freudigen Glaubensmut.

Das zunehmende Verständnis für „Freie Wortverkündigung“ veranlaßte die Gesellschaft zur Förderung des Christentums in Berlin, den jungen erfolgreichen, böhmischen Reiseprediger zu evangelisatorischem Dienst nach Breslau zu berufen. Im Gebet faßte Josef Simsa den Entschluß, diesem Ruf zu folgen. Dazu war notwendig, daß Simsa in die preussische Landeskirche übernommen wurde. Er erhielt seine Naturalisierung als preussischer Untertan. Mit Feuereifer durfte er sich in die Arbeit stürzen. Durch apologetische Vorträge suchte er den der Kirche Entfremdeten zu dienen. Mit Mitteln neuzeitlicher Werbung lud er zu seinen Veranstaltungen ein. Der Erfolg blieb nicht aus. Tausende von Hörern erreichte er. Bei der Evangelisationsarbeit bleibt die Frage offen,

Ein Baumeister am Tempel Gottes

ob der Same auch in den Herzen aufgeht. Vorträge können wohl Menschen anrühren und zum Nachdenken anregen. Das seelsorgerliche Gespräch um Klarheit und Vertiefung des religiösen Erlebens erfordert viel Geduld und Treue im Dienst für den Herrn. Für diese Seelenpflege mußte Josef Simsa ein eigenes Heim besitzen.

Die Lebensgefährtin

Gott weiß um die Nöte seiner Kinder. Schon bald sollte der junge Pfarrer seine Lebens- und Arbeitsgefährtin finden. Auf der Hochzeit eines Studienfreundes in Langensalza in Thüringen war ihm seine zukünftige Frau schon begegnet, und es wurde ihm zur Gewißheit, die rechte Wahl getroffen zu haben.

*

Das Haus des Kaufmanns und Stadtrates Gustav Fischer in Langensalza war ein Mittelpunkt christlicher Liebesarbeit in Thüringen. Hier kehrten in jedem Jahre Missionare von den Missionsfeldern in Afrika und China ein. Auf ländlichen Missionsfesten in der näheren Umgebung berichteten diese aus ihrer Arbeit und verkündigten die frohe Botschaft. Mancherlei Liebeswerke der Inneren Mission erhielten in Langensalza von diesem Hause ihre treibende Kraft. Trost und Ratbedürftige fanden in ihm Rat und Hilfe.

Schon als Knabe hatte Gustav Fischer sich seinem Heiland ausgeliefert. Sein brennender Wunsch, als Missionar den Heiden das Evangelium zu predigen, konnte keine Erfüllung finden. Der kranke Vater nahm dem Heranwachsenden das Versprechen ab, die Mutter nicht zu verlassen und das seit 1792 in Familienbesitz befindliche, ansehnliche Geschäft zu übernehmen.

Als der Zwanzigjährige nach des Vaters Tod sein Versprechen einlöste, sah er sich großen Schwierigkeiten gegenüber. Die lange Krankheit des Vaters hatte dem Geschäft Schaden zugefügt. Zur Auszahlung der Geschwister mußte eine Schuldenlast aufgenommen

werden. Trotz des schweren Anfangs ging der junge Kaufmann mit frohem Gottvertrauen ans Werk. Im Behorsam gegen das dritte Gebot wagte er sonntags das Geschäft zu schließen. Um das Jahr 1860 dachte niemand an Sonntagsruhe. Als im Kreisblatt die Ankündigung des sonntäglichen Ladenschlusses erschien, sparte die Bevölkerung nicht mit ihrem Spott. Die Prophezeiung baldigen Konkurses erfüllte sich aber nicht. Gott bekannte sich zu seinem gehorsamen Jünger. Unter seinem Segen blühte das Geschäft. Es vergrößerte sich im Laufe der Jahre, obwohl sein Inhaber einen großen Teil seiner Zeit und Kraft dem Werke des Reiches Gottes widmete und im ehrenamtlichen Dienst zum Wohle seiner Vaterstadt stand.

Ihm zur Seite stand seine ihm gleichgesinnte, treue Gattin. In jungen Jahren hatte sie ihren Heiland gefunden. Ihr fröhliches, der Sonnenseite des Lebens aufgeschlossenes Wesen bildete eine wertvolle Ergänzung zu dem ernsten Charakter des Mannes. Nicht nur führte sie tadellos ihren Haushalt, sondern auch das Geschäft hatte an ihr eine zuverlässige Stütze. Sie war eine weise Seelsorgerin. Mancherlei Sorgen wurden bei ihr im stillen „Ladenstüblein“ abgeladen, wenn Kundinnen außer ihren Einkäufen Rat, Hilfe und Trost begehrten.

In diesem Hause erblickte am 20. Juni 1869 Johanna Fischer das Licht der Welt. Frühzeitig durfte sie mit ihren Geschwistern am Erwachsenengottesdienst teilnehmen, da ein Kindergottesdienst damals noch unbekannt war. Von der Predigt verstanden sie zunächst nichts, aber der Gemeindegesang und die Liturgie wurden ihnen bald vertraut. Da am Sonntag ihr Geschäft geschlossen war, konnten Vater und Mutter sich den Kindern widmen. Spaziergänge zu befreundeten Pfarrersfamilien auf dem Lande oder

Die Lebensgefährtin

Gesang und Spiel daheim vereinten die Familie und schlossen um Eltern und Kinder ein enges Band.

Mit fünfzehn Jahren kam Hanna und ihre ältere Schwester Marie in das christliche Mädcheninternat der Anstalten Löhes nach Neuen-Dettelsau bei Nürnberg. Der allzustrenge lutherische Konfirmandenunterricht brachte in den beiden Mädchen zwar Sündenkenntnis aber keine Heilsgewißheit zur Reife, so daß vor allem Hanna viele innere Nöte zu überwinden hatte. Von ihrem siebenzehnten bis zu ihrem vierundzwanzigsten Lebensjahr war Hanna im Elternhause der Mutter eine fleißige, liebevolle Stütze. Auch war sie bereit, in anderen Familien auszuhelfen, wo immer ihr Dienst nötig und willkommen war. In den zahlreichen befreundeten Pfarrhäusern der Umgebung war sie eine vielgeliebte Tante und Pflegerin, wenn Not und Sorge dort einkehrten. Die kinderreiche Familie des späteren Hofpredigers Schniewind wurde ihr zu einer zweiten Heimat. Der ungezwungene Verkehr mit geistig hochstehenden Menschen, das gemeinsame Schaffen mit tüchtigen Hausfrauen und die Fürsorge für die verschiedensten kleinen Erbanten waren die beste Lebensschule für eine künftige Pfarrfrau. Lebensfreude brachten die Besuche des Studentenbruders und seiner lustigen Kommilitonen ins Haus. Dieser Bruder Wilhelm, der älteste der vier Geschwister, hatte sich schon als Schüler der Heidenmission verschrieben. Eine schwere Erkältung, die er sich als Primaner bei der Rettung eines beim Eislauf eingebrochenen jungen Mädchens zuzog, trug ihm eine Stimmbändererkrankung ein, welche ihn zwang, auf das theologische Studium zu verzichten und Medizin zu studieren, um später als Missionsarzt den Heiden dienen zu dürfen. In diesem aufopferungsvollen Dienst gab er frühzeitig in Afrika sein Leben hin. Seine klare Glaubenshaltung hinderte ihn nicht, ein lebensfroher Kamerad zu sein. Seine geselligen Gaben kamen dem jugendlichen Freundeskreis zugute.

Bei Gelegenheit eines Missionsfestes hielt der damals weitbekannte Pastor Hölzel aus Magdeburg einen lebendigen Vortrag über die Rettungsarbeit in der Großstadt. Dieser begeisterte das junge Mädchen für die Reichsgottesarbeit, so daß sie sich brennend wünschte, dereinst in eine solche Tätigkeit eintreten zu dürfen. Dieser Wunsch sollte bald in Erfüllung gehen.

Auf der Hochzeit ihrer Freundin sollte sie den jungen Reiseprediger aus Böhmen, Pastor Simsa, kennen lernen. In ihrem Elternhause wurde von dessen ungewöhnlicher Tätigkeit viel erzählt, so daß Hanna neugierig war, die Bekanntschaft dieses ernsten und aufopferungsfähigen Theologen zu machen. Als bald darauf Pastor Simsa um die Hand Hannas anhielt, war nicht nur diese, sondern auch ihre Eltern von dem unerwarteten Antrag überrascht. Hanna prüfte sich ernstlich in ihrem Herzen vor Gott, und in dieser Selbstprüfung entfaltete sich die Liebe zu dem Manne, mit dem sie gemeinsam durchs Leben gehen sollte. Ihr Vater schrieb in seinem Tagebuch: „Unsere liebe Hanna kam zu mir mit der Frage: ‚Lieber Vater, darf ich ja sagen — ich habe ihn von Herzen lieb!‘ Darauf konnten wir nur antworten, daß wir ihr Glück wollten und, wenn sie glaube, nach Gottes Willen zu handeln, unsere Zustimmung gerne geben würden“. Beim ersten Besuch des Bräutigams finden wir folgende Aufzeichnung: „Wir durften kürzlich sehr schöne Tage erleben. Mitte Oktober kam zu unser aller Freude Hannas Bräutigam auf 8 Tage zu uns, und das Brautpaar feierte glückstrahlend das erste Beisammensein! Wir sind hocherfreut, im lieben Josef Simsa einen Mann kennen gelernt zu haben, der neben reichem Wissen eine tiefe Heilandsliebe besitzt und von dem wir hoffen dürfen, daß er ein tüchtiges Werkzeug in der Arbeit für den Herrn sein werde. . . Wir sind glücklich in dem Gedanken, daß unser liebes Kind an ihm einen treuen Führer durchs Leben finden wird.

Die Lebensgefährtin

Wie sich dasselbe gestaltet, ist noch verborgen. Josef möchte gern die akademische Laufbahn ergreifen, und wir glauben, daß er die Befähigung dazu wohl habe. . . Unser Zusammensein gestaltete sich zu einem sehr schönen und herzlichen — im Austausch der Gedanken erfand sich, daß wir in Glaubensfragen eines Sinnes sind. Er besitzt augenscheinlich besondere Gaben zur Evangelisation, seine Vorträge sind gut besucht und gesegnet. Noch mehr fast scheinen die Privatversammlungen von gesegneter Wirkung auf die Herzen der Teilnehmer zu sein, die er in kleinerem Kreise veranstaltet. So sammelt er meist Studenten aller Fakultäten und Konfessionen um sich, disputiert mit ihnen über das Wort Gottes und sucht ihnen die Wahrheiten des Evangeliums nahe zu bringen. Hier hat er in einer großen Versammlung im „Kaffeehause“ einen fesselnden Vortrag über das Thema: „Das Wunder und der Zeitgeist“ gehalten und lebhaften Beifall gefunden. Möge die Verbindung der Beiden ihnen und vielen anderen zum Segen werden. . .“ Die Berufung des jungen Reisepredigers nach Breslau machte die Gründung eines eigenen Heimes notwendig. Im September 1893 wurde ihre Vermählung gefeiert. Der Schwager der Braut hielt dem Paar die Trauredede über den Text: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit“. Nur der Bruder Wilhelm fehlte im fröhlichen Familientreise. An der westafrikanischen Lodesküste stand er als Arzt in schwerem Kampf mit der Malaria. —

Im eigenen Heim und mancherlei Dienst

In Breslau wurde das bescheidene Heim zum geistigen Mittelpunkt regen Gemeinschaftslebens. Simsa hatte keine selbständige Gemeinde. Seine Blöcke waren Zeitungen und Plakate, seine Versammlungsstätten Konzert- und andere profane Säle. Die apologetischen und evangelistischen Vorträge aber, die oft von Tausenden besucht wurden, führten Zweifelnde und Suchende zu ihm, die im seelsorgerlichen Gespräch weitergeführt und in besonderen Kreisen gepflegt werden mußten. Bald konnte er junge Männer, Mädchen und Frauen zu offenen Abenden in sein Heim laden. Aus diesen kleinen Anfängen entwickelten sich dann gesonderte Arbeitszweige, welche zu wichtigen Aufgabenbereichen Simsas sich erweitern sollten. Simsas Wunsch war die Gründung eines Vereins christlicher junger Männer (C. B. J. M.), wie er einen solchen in Berlin erlebt hatte. Er plante, daß ein eigenes Haus für die jungen Leute zur Verfügung gestellt wurde, wo sie sich mitten in der Großstadt beheimatet fühlten. Es bestand schon in Breslau ein Jungmännerkreis, der von dem betagten Pastor Gerhard geleitet wurde. Einmal wöchentlich versammelten sich die jungen Männer in dem Hinterstübchen eines Gasthauses. Dieser Raum besaß keinen eigenen Eingang. Darum mußten sie durchs Gastzimmer gehen und waren dort dem Spott der Gäste ausgesetzt. Zur Weihnachtsfeier lud dieser Kreis das Ehepaar Simsa ein, welches sich an dem Eifer der Ausgestaltung des kleinen Festes freute. Einer dieser jungen Männer tat sich besonders hervor. Es war Paul Herzog, der spätere Generalsekretär des C. B. J. M. in Dresden, welcher danach Leiter des Gesamtwerkes in Deutschland wurde.

Als Pastor Berhard sich im Frühjahr 1894 mit der Bitte an Simsa wandte, die Leitung des Vereins zu übernehmen, erkannte dieser darin Gottes Führung. Er sandte einen Hilferuf an den Freund der jungen Männer, Forstmeister von Rothkirch in Berlin, und erhielt von ihm umgehend die telegrafische Antwort: „Dem Herrn sei Dank, seit Jahren bete ich darum. Sofort aufbauen!“ Der Nachricht folgte er selbst. Er brachte die frohe Kunde mit, daß sogar ein geeigneter Generalsekretär in einem Herrn von Starck zur Verfügung stehe. Es ergab sich die Möglichkeit, daß man ein kleines Restaurant für den Verein mieten konnte. Der Kostenvoranschlag ergab einen Aufwand von 5 000.— Mark im Jahr. Der bisherige Jungmännerkreis verfügte über ein Sparguthaben von 350.— Mark. Woher konnte man den restlichen größeren Betrag nehmen. Der frohe Glaubensmut Baron v. Rothkirchs und Pastor Simsas überwand alle Bedenken. In gemeinsamem Gebet befahlen sie dem Herrn das Werk und gingen selbst fröhlich an die Arbeit. Im Oktober 1894 traf der Generalsekretär des neuen Vereins, Baron von Starck, ein. Der erste Jahresabschluß ergab, daß man nicht 5 000.— Mark, sondern 10 000.— Mark aufgewendet und trotzdem keine Schulden gemacht hatte. Bald erwiesen sich die gemieteten Räumlichkeiten als zu klein. Der Verein siedelte in größere Räume über, die nach einigen Jahren gesegneter Arbeit mit dem schönen geräumigen Haus vertauscht werden konnten, das Graf Harrach in hochherziger Weise in der Neuen Tachenstraße bauen ließ. Bei der Einweihungsfeier hielt Forstmeister von Rothkirch die Festansprache. Andere Redner berichteten von den Segnungen, die der junge Mensch im Dienst für den Herrn Christus schon erfahren darf. Es war ein reicher Tag, der dem jungen Werk eine Anzahl von wertvollen Freunden zuführte. In einer Auflage von 4 000 Exemplaren konnte ein „Monatlicher Anzeiger“ heraus-

gegeben werden, der größtenteils von den jungen Männern auf der Straße verteilt wurde. Im Mittelpunkt der Veranstaltungen stand die Bibelarbeit. An verschiedenen Abenden wurden die einzelnen Berufe, wie Kaufleute, Bäcker, Kellner, Studenten gesondert eingeladen. In der Person des vortrefflichen, in Berlin vorgebildeten Herrn von Starck war ein ausgezeichnete Leiter gefunden worden, der in hingebender Treue dem Werke diente. Er sowohl wie seine Gattin schlossen sich eng an das junge Pfarrerehepaar an. Die beiden jungen Frauen, welche ihre Abende oft allein verbringen mußten, wenn die Männer durch den Dienst ferngehalten waren, fanden sich in warmer Freundschaft.

*

Auch für den Frauenkreis wurden die Räume im eigenen Heim bald zu eng. In den verschiedensten Teilen der Stadt stellten befreundete christliche Familien ihre großen Räume gern zur Verfügung. Manche Schwierigkeit galt es zu überwinden. Zu den Bibelstunden kamen Frauen aus allen Gesellschaftskreisen, besonders aus dem Arbeiterstande. Zwei Waschfrauen, die den Heiland lieb hatten, waren bei den Zusammenkünften stets die ersten. Trotz lebhaften Sträubens mußten sie auf den eleganten Sesseln in vorderster Reihe Platz nehmen. Sie kauften jede Woche einige Stöckerpredigten. Sie wollten sie durchaus nicht geschenkt haben und verteilten diese getreulich in ihrer Umgebung. Standesunterschiede wurden grundsätzlich nicht beachtet. Die Verwunderung Fernstehender über die Einigkeit im Geist und die gute Haltung der so verschiedenen Teilnehmer war groß. Mit der Zeit nahmen auch Männer an den Zusammenkünften teil. Aus diesen Anfängen erwuchs die „Landeskirchliche Gemeinschaft“, welche sich ebenfalls ein größeres Heim schuf.

Simas Vortragsreisen in die Provinz führten zu einer ähnlichen Entwicklung wie sein Aufgabenbereich innerhalb der Hauptstadt. Auf dem Lande fanden sich seine Hörer zum gemeinsamen Bibelstudium und freundschaftlichen Gedankenaustausch zusammen. Es ging damals ein Erweckungsgeist durch das Land, von dessen Wirkungen der junge Reiseprediger zu spüren bekam. Auch nach Schlesien drang die Kunde von jenen Gemeinschaftskonferenzen, die zahlreiche Christen nach Gnadau, Blankenburg und andere Orte führten, und von denen reicher Segen ausging. Simsa besuchte diese Konferenzen. Er durfte den Segen derselben erfahren und gab daraufhin die Anregung zu der ersten größeren Konferenz gläubiger Kreise in Schlesien, die 1895 in Gnadenburg stattfand. Einer der Konferenzredner kam während seines eigenen Vortrages zur Heilsgewißheit. So konnte er die Gnade Gottes mit dankerfülltem Herzen preisen.

Heute nach Jahrzehnten gesegneter Evangelisations- und Gemeinschaftsarbeit sind wir uns kaum noch der Schwierigkeiten bewußt, die den Pionieren dieser Arbeit im Wege standen. Auch Simsa hatte mancherlei Hindernisse zu überwinden. Einem Aufsatz „Blicke in Evangelisation und Gemeinschaftspflege“, den er seiner Zeit für das weitverbreitete Buch „Taten Jesu in unseren Tagen“ (Verlag des Rauhen Hauses in Hamburg) schrieb, entnehmen wir folgende Abschnitte: „So etwas von dem Gefühl, einem Pulverturm zu nahen, erfüllte mich, wenn ich hier aufklärende Blicke in Evangelisation und Gemeinschaftspflege geben soll. Wo, um das Mindeste zu sagen, so viele Mißverständnisse aufgespeichert liegen, wie diesem Gebiete gegenüber, das jedermann vor grundsätzliche, das ganze Leben bestimmende Entscheidungen stellt, erfolgen leicht Explosionen. Was aber dabei aus dem Schacht des Herzens zutage

gefördert wird, ist nicht immer Gold oder Silber. Darum ist es viel köstlicher, die Arbeit zu tun, als Bericht darüber zu erstatten.

Ich beginne mit einer Erinnerung. Als Arbeiter der Judenmission hatte ich mein Augenmerk auf die rettende Seelengewinnung Gottentfremdeter und Christentumfeindlicher zu richten. Als ein Weg, die Wahrheit an dieselben heranzubringen, ergaben sich mir öffentliche Vorträge zur Verteidigung des Christentums. Ich reiste zu diesem Zwecke durch verschiedene Städte Oesterreichs und Deutschlands. Bei den kirchlichen Organen der betreffenden Orte konnte ich nur wenig Hilfe finden. Ich mußte ganz neutrale Lokale und zur Anzeige der Versammlungen die öffentlichen Anzeigemittel benutzen. Wenn ich auf jene Zeit zurückblicke, so empfinde ich noch das Eigenartige der Lage, in eine oft wildfremde Stadt ohne alle Beziehungen zu kommen, und dort öffentlich die zentralsten Dinge des Menschen zu besprechen. Ich stand dabei immer mehr oder weniger unter dem lebendigen Bewußtsein, es könnte das letzte Mal sein, daß einer der oft zahlreichen Zuhörer, unter denen auch Männer aller Schichten vertreten waren, Gelegenheit habe, das Evangelium zu hören. Darum suchte ich wenigstens den Schluß meines Vortrages immer direkt evangelistisch zu gestalten.

Mit der Zeit aber wurde mir klar, daß diese Vorträge, so gut sie auch im allgemeinen, namentlich an Orten, wo sie regelmäßig längere Zeit gehalten worden sind, besucht waren, und so sehr auch der Grund zu der Annahme vorlag, daß sie Segen brachten, nicht überschätzt werden durften, vielmehr eine doppelte Ergänzung notwendig hatten. Was ihnen objektiv fehlte, möge an einem Beispiele gezeigt werden, welches gerade den größten dabei mir, durch Gottes Gnade, geschenkten Erfolg darstellt. Als ich an einem Orte, wo ich einst solche Vorträge gehalten, Jahre danach in einer Versammlung sprach, meldete sich nach mir ein jüngerer Mann zum Wort. Der

selbe, ein gebildeter Kaufmann, war früher Katholik und ist jetzt ein gläubiger evangelischer Christ, der an der Spitze einer weitverzweigten kirchlichen Arbeit steht. Er berichtete nun, wie er vor Jahren gerade daran war, mit einer Anzahl gleichgesinnter junger Männer eine Vereinigung zur Ausbreitung des Buddhismus zu stiften, als er in der Zeitung ein Thema las, das sein Interesse in Anspruch nahm: „Der moderne Geisterkampf“. Der Vortrag sollte zwar von einem Pfarrer gehalten werden, aber trotzdem sei er hingegangen. In jenem Vortrage seien nun in das System seines Unglaubens Breschen geschlagen worden, so daß durch dieselben fortan das Licht Gottes eindringen konnte.

Ich wüßte nicht, wie ich besser bezeichnen könnte, was solcher Vorträge Absicht und Segen, aber zugleich auch Schranke ist. Breschen für das Licht Gottes in Christo Jesu, Bohrlöcher für das Dynamit des Evangeliums machen, daß der alte Mensch mit diesem in Berührung kommt und eine Sprengung, aber eine zum Leben führende, erfolge, das ist ihr Hauptsegens. Aber, daß sie das Evangelium nur an ihrem Schluß und ganz kurz enthielten, nachdem vorher soviel Raum der Niederkämpfung menschlicher Gottwidrigkeiten gewidmet worden war, das ist ihre Schranke. Da hatten sie Ergänzung nötig und die gestaltete sich folgendermaßen.

Es fanden sich solche, die mehr Licht haben wollten. Dieselben wurden in kleinen Kreisen zunächst in der Privatwohnung zur direkten Betrachtung des Wortes Gottes und zur Gebetsvereinigung gesammelt. So entstand eine Gemeinschaft, die der Herr sehr segnete. Hier kamen Seelen zur Heilsgewißheit und lernten praktisch die Bedeutung der Gliedschaft am Leibe Christi in brüderlicher Liebe kennen. Aber wir wurden darauf geführt, wenn Seelen zum Heils-Glauben kommen sollten, öffentliche Versammlungen zu halten, die ausdrücklich als „Evangelisationsversammlungen“ an-

gezeigt wurden und nur der Evangeliums-Berkündigung gewidmet sein sollten. Die erste Versammlung dieser Art hielten wir in einem Konzerthaus und machten gleich eine wichtige Erfahrung. Ein junges Mädchen wollte zu einem Vortrag, den ein antichristlicher Agitator in demselben Saale am Tage nach unserer Veranstaltung halten sollte, irrte sich im Datum und wurde auf ihre Frage nach dem Vortrag zu uns gewiesen. Sie schrieb mir. Ich entnehme dem Brief zwei Stellen: „Fast noch ein Kind, wurde ich von Freunden „aufgeklärt“. Mit siebzehn Jahren war ich stolz darauf, eine Pessimistin zu sein, und es war mir zur Bewißheit geworden, daß das Leben nichts als ein dummer, verächtlicher Scherz sei, den man nun einmal gezwungen sei, mitzumachen. Ich wollte im Konzerthaus einen freireligiösen Vortrag anhören und wurde dort im Vorfaal durch einen Irrtum nach oben gewiesen. (Unser Saal lag in der oberen Etage.) Hier aber wurde Gottes Gnade und Liebe verkündet, und ich hörte, daß auch die Verirrten wieder zurückkehren dürften, und nun wußte ich, daß Gottes Führung mich dort hinauf geführt hatte“. Also eine durch Gottes Liebe in Jesu Christo glücklich gewordene Pessimistin, die durch „Zufall“ zum Hören des Evangeliums gekommen war, ist eine Frucht unserer ersten, ausdrücklich als Evangelisation angezeigten Versammlung gewesen. So sind wir auf dem Wege des Erlebens zur Evangelisation und Gemeinschaftspflege gekommen. Wir waren in der Bewegung, angerührt von dem Heiligen Geist, ehe wir eigentlich recht wußten, daß es solch eine Bewegung und Anrührung auch für uns gab . . .“

Dieser vielgestaltige Aufgabenbereich nahm Pastor Simsa sehr in Anspruch. Doch legte er weiterhin großen Wert darauf, jene kleineren Ausspracheabende für Männer und Frauen im eigenen Heim fortzusetzen. Diese standen außer einem engeren Freundeskreise vor allem solchen Hörern offen, welche innere Klarheit suchten.

Der Pfarrer gab eine kurze Einführung in den zu besprechenden Text. Danach aber hatten die Anwesenden das Wort. Bedenken und Zweifel wurden zum Ausdruck gebracht. Meinungen wurden miteinander ausgetauscht. Auf diese Weise ergaben sich oftmals lebhafteste Diskussionen. Aus dieser Hausgemeinde gingen die Laienmitarbeiter Simsas hervor, welche er mehr und mehr in selbständigen Arbeitszweigen einsetzte. Eine besondere Freude bereitet es ihm, einen jungen jüdischen gebildeten Mann, den er unterrichtet hatte, in der festen Gewißheit zu taufen, daß derselbe im lebendigen Glauben an Jesus Christus Frieden gefunden habe. Herr von Starck und zwei befreundete Damen übernahmen bei diesem Täufling die Patenschaft und blieben freundschaftlich mit diesem verbunden.

Große Freude zog in das Haus des vielbeschäftigten Pfarrers ein, als Gott der Herr dem jungen Paar im September 1894 einen gesunden Sohn schenkte, welcher bald der Sonnenschein im Hause war. Gäste aus nah und fern waren stets herzlich willkommen. Neben Gliedern der Familie und bekannten Reichgottesarbeitern fanden auch bedürftige Durchreisende Aufnahme. Das Haus Simsa wußte um den Segen des Wortes: „Seid gastfrei ohne Murren“.

Die guten Freunde von Halle her, Hofprediger Albert und Frau, nahmen das junge Paar in herzlicher Freundschaft auf und standen ihm in schwerer Anfangszeit mit Rat und Tat zur Seite. Die junge Pfarrfrau fand in der gleichaltrigen Tochter eine liebe Freundin. An freien Sonntagabenden waren Simsa und Frau willkommene Tischgäste. Zunächst galt es den obligaten Kartoffelsalat mit Wiener Würstchen zu verzehren. Dann aber hatte die Jugend das Wort. Simsas geselliges Talent gab diesen Abenden ein besonderes Gepräge. Hofprediger Albert wünschte, als er

ipäter Konsistorialrat und Prediger der reformierten Petrikirche in Posen wurde, Simsa als Prediger dorthin. Bern wäre Simsa diesem Ruf gefolgt; denn die polnische Sprache bereitete ihm keine Schwierigkeiten. Der Oberkirchenrat aber versagte dem „Ausländer“ die Genehmigung. Auch bei Generalsuperintendent Erdmann fand das junge Paar ein offenes Haus. Recht gern folgten Simsa und seine Frau Einladungen zu Familienfesten, und auch hier waren im jugendlichen Kreise die gesellschaftlichen Gaben des jungen Pfarrers hochwillkommen. Die jüngste musikalisch begabte Tochter des Erdmannschen Hauses half Simsa, wenn seine Frau, welche dies sonst tat, verhindert war, oft bei Evangelisationsversammlungen durch Besang einiger Lieder. Damals war dies etwas völlig Ungewohntes. Im Hause des Professors D. Arnold, dem Vater des durch seine Neuwelt-Gründungen in Sannerz-Schlüchtern bekannt gewordenen Dr. Eberhard Arnold, wurde Simsa in den Kreis der Theologieprofessoren eingeführt, und zum Mitglied eines „akademischen Kränzchens“ junger Dozenten ernannt. Eine treue Helferin in der kirchlichen Liebesarbeit war ihnen Frau von Ikenpliz. Sie pflegte eine Anzahl junger Offiziere zum Abendbrot einzuladen. Nach Tisch hielt Simsa eine Bibelstunde, welche zu angeregter Aussprache Gelegenheit gab. Ihre Töchter gründeten einen christlichen Verein junger Mädchen. Im Hause eines Herrn von Derßen konnte Simsa gleichfalls regelmäßig Bibelbesprechstunden für Offiziere einrichten. So war es ein weites Feld wertvoller seelsorgerlicher Arbeiten, die das junge Paar mit Breslauer christlichen Kreisen verband, und enge Bande bleibender Freundschaft konnten geknüpft werden. Weit über Schlesiens Grenzen hinaus boten die sichtbaren Erfolge, welche dem Wirken des jungen böhmischen Reisepredigers beschieden waren, Anlaß zur Verbindung zu gemeinsamer Arbeit mit führenden Persönlichkeiten in

Kirche und Gemeinschaft. Man wurde auf diesen gesegneten Dienst und den tatkräftigen Mann, der dahinterstand, aufmerksam. Baron von Rothkirch erkannte die besondere Gabe Simsas im Verkehr mit jungen Männern aller Stände. Er hatte den dringenden Wunsch, ihn an die Spitze der sich ständig ausdehnenden Arbeit des christlichen Jungmännerwerks zu berufen. In der Überzeugung, daß der Pfarrer in erster Linie der Gemeinde gehöre, konnte Simsa sich nicht entschließen, diesem Rufe Folge zu leisten. Auch erreichte er ihn zu einem Zeitpunkt, als eine reichgesegnete Erweckungsbewegung ihn innerhalb seiner schlesischen Arbeit von früh bis spät in Anspruch nahm.

Indessen kam seine Tätigkeit in Breslau zu einem gewissen Abschluß. Die einzelnen Arbeitszweige konnten geeigneten Persönlichkeiten übertragen werden. In einem Ruf, der Anfang des Jahres 1896 aus Halle an Simsa erging, durfte er den Willen Gottes erkennen. Nach ernster Prüfung folgte er. Hiermit übernahm er eine Aufgabe, die ihn in mancherlei Kämpfe und Nöte, aber auch zu weittragenden gesegneten Arbeiten führen sollte.

Die Stadtmission in Halle

Professor H. Hering in Halle, Simsas hochverehrter Lehrer, war Vorsitzender der Gefängnisgesellschaft für die Provinz Sachsen und Anhalt. Die Seelsorge in den drei Abteilungen des großen Gerichtsgefängnisses und die Fürsorge für die entlassenen Gefangenen versahen im Nebenamt zwei hallesehe Geistliche. Beide, die von ihrem Hauptamt reichlich in Anspruch genommen waren, konnten sich dieser Arbeit nicht so widmen, wie es dringend erforderlich war, und wie es Professor Hering am Herzen lag. Aus diesem Grunde bemühte sich der letztere um die Anstellung eines Gefängnisseelsorgers im Hauptamt und wandte sich an Simsa mit der Bitte, dieses Amt zu übernehmen. Für Zweidrittel des Gehaltes verpflichtete sich die Gefängnisgesellschaft Sorge zu tragen, und für das letzte Drittel kam der hallesehe Zweig des Evangelischen kirchlichen Hilfsvereins auf. Dieser forderte, daß der zu berufende Geistliche neben seinem eigentlichen Amt auch noch missionarischen Dienst zu tun habe.

Für das junge Paar war es ein schwerer Entschluß, die gesegnete Arbeit in Breslau zu verlassen, sich loszulösen aus dem Freundeskreis, welcher mit warmer Liebe ihm verbunden war, um nach Halle in die wenig geklärten Verhältnisse überzusiedeln. Simsa erkannte frühzeitig, daß dieser neue Dienst ihn vor Aufgaben stellte, die Anlaß zu Konflikten geben könnten. Er war an unabhängiges Schaffen gewöhnt. Nun galt es sich mit Instanzen und Behörden zu verständigen, mit kirchlichen Amtsstellen Fühlung zu nehmen und sich unter Umständen Vorschriften zu beugen, die seiner persönlichen Dienstauffassung zuwiderliefen. In der Ueberzeugung, daß seine

Aufgabe in Breslau erfüllt sei, und sein Werk dort in guten Händen liege, nahm er den Ruf nach Halle an.

Die Widerstände und Schwierigkeiten, welche ihm gleich zu Anfang entgegentraten, bestätigten seine Bedenken. Als er dem Oberstaatsanwalt, seinem Vorgesetzten im Gefängnisdienst, den Eintrittsbesuch machte, spürte er deutlich, wie wenig angenehm diesem seine Berufung sei, wodurch die Gefängnis-*seelsorge* neu geordnet wurde. Die Aufseher und Aufseherinnen begegneten ihm mit Mißtrauen und kühler Zurückhaltung. Wenig erfreulich war auch die Aufnahme, welche er bei der leitenden kirchlichen Stelle fand. Der Stadtsuperintendent fertigte ihn bei seinem ersten Besuch mit der Bemerkung ab: „Sie existieren für mich nicht!“ Um so erfreulicher war es, daß sowohl der Staatsanwalt wie jener Stadtsuperintendent später warme Freunde der Arbeit wurden. Im Glaubensblick auf seinen Herrn und Meister, von dem er sich auf dieses Arbeitsfeld berufen wußte, ging er ans Werk. Die herzliche Freundschaft, welche seine ehemaligen Lehrer Professor Kähler und Professor Hering ihm und seiner Frau entgegenbrachten, half ihnen, jedes Gefühl der Enttäuschung zu überwinden. Fräulein Schober, die frühere Hausdame des Tholuck-Konvikts, aber war voll Freude und Dank. Sie konnte Pastor Simsa die ermutigende Mitteilung machen, daß die von ihm hochverehrte Frau Rätin Tholuck bereits vor Jahren den Herrn gebeten hatte, den Konviktualen Simsa in den Dienst der Inneren Mission nach Halle zu berufen. Dieses Gebet war nun erhört.

Die *Seelsorge* an den Gefangenen und die Möglichkeit, ihnen die frohe Botschaft vom Sünderheiland zu verkündigen, erfüllte Simsa mit großer Freude. Was für eine eigenartige Gemeinde saß beim Gottesdienst in dem schlichten Saal vor ihm. Vom Altar und von der Kanzel her konnte der Geistliche sämtliche Gefangenen

übersehen. Männer und Frauen waren durch einen grünen Vorhang voneinander getrennt. Die einen richteten ihr verlangendes Auge auf den Redner, die anderen hatten den Blick gesenkt. Wahrscheinlich waren sie ablehnend. Vielleicht waren sie sogar verstockt. Manche trugen schon zum zweiten oder dritten Male die gestreifte Jacke. Wie oft überfiel den Seelsorger das erschütternde Bewußtsein, daß es im Leben Tausender Menschen nur Gottes Gnade war, die sie vor gleichem Schicksal bewahrte. — Da sitzt in der zweiten Reihe ein frischer, junger Bursch. Man sieht ihm den Bauernsohn an. Es war Lanz im Dorf, die jungen Leute bekamen Streit, aus Schimpfworten wurden Tätlichkeiten; in der Wut faßte der junge kräftige Bursch seinen Gegner, hob ihn hoch und schmetterte ihn zu Boden, so daß er schwer verletzt hinweggetragen wurde. Nun mußte er die Folgen seines Jähzornes tragen. — Dort drüben ein anderer: Ein junger Student. Er hatte die teuren Bücher, die er für sein Studium brauchte, auf Abzahlung gekauft, kam in Schwierigkeiten, verkaufte die noch nicht bezahlten Werke, wurde verklagt und zu kurzer Haft verurteilt. Wieder frei, konnte er sein Studium nicht fortsetzen, verlumpfte nach und nach, bis ihn Hunger und Gelegenheit zum Diebe machten. — Auf den letzten Bänken sitzen die „alten, regelmäßigen Kunden“, die Brüder von der Landstraße, die wieder einmal für die Wintermonate „Unterschlupf“ gefunden haben. — Wieviel Not, oft auch unsagbare Bosheit des Menschen offenbarte die Sprechstunde. Wenn es dem Seelsorger gelang, die Verbindung zwischen einzelnen Befangenen und ihrem Elternhaus wieder anzuknüpfen oder ein schlafendes Gewissen zu wecken, dann war nicht nur Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße tat, sondern auch das Herz des Pfarrers Simsa füllte sich mit Dank, weil Gottes Gnade ihm das Gelingen schenkte. Sehr schwer wurde der Seelsorgerdienst, wenn es galt, einem zum Tode Verurteilten

auf seinem letzten Gang das Beleit zu geben. Aber auch hier durfte Simsa Wunder der Gnade erleben. Zunächst galt es die Seelsorge in den drei Abteilungen des großen Gefängnisses zu ordnen und die regelmäßigen Gottesdienste, sowie die Sprechstunden dort einzurichten. Mit den Gefängnisbeamten kam Simsa allmählich in ein vertrauensvolles Arbeitsverhältnis. Die wichtigste und schwierigste Aufgabe der Gefängnisseelsorge war die Fürsorge für die entlassenen Gefangenen, denen der Weg ins Leben äußerst erschwert wurde. Dieser Dienst erforderte viele Reisen zu Behörden und Kirchengemeinden, um durch Verhandlungen Arbeitsstellen für die entlassenen Gefangenen zu finden oder durch Vorträge Anteilnahme zu wecken, um Geldmittel flüssig zu machen. Tatkraftige Hilfe war in jedem einzelnen Fall erforderlich. Aus dem Dienst an den Gefangenen erwuchs die vielverzweigte Arbeit, welche später die Bezeichnung „Halle'sche Stadtmission“ erhalten sollte.

An einem Sommerabend wurde ein betrunkenener, gänzlich ausgeplündert Student ins Gefängnis eingeliefert. In seiner Trunkenheit hatte er groben Unfug verübt. Als am anderen Tage der Gefängnisgeistliche ihn besuchte, bat der junge Mann: „Herr Pastor, nehmen Sie mich bitte ins ‚Blaue Kreuz‘ auf“. Simsa hatte sich mit dieser Rettungsarbeit bisher noch nicht näher beschäftigt. Die Opfer der Trunksucht, welche er täglich vor Augen hatte, und die Bitte des jungen Studenten zwangen ihn zu einer persönlichen Entscheidung. Er mußte darüber nachdenken, daß er selbst das Enthaltensgelübde ablegen müßte, falls er in solchen Fällen völlige Abstinenz fordern wollte. So trat er und mit ihm seine Frau dem Berliner Blauen Kreuz-Verein bei. Die Gründung eines Zweigvereins in Halle konnte er fürs erste noch nicht in Angriff nehmen. Andere Aufgaben waren im Augenblick wichtiger. Ein gebildeter Gefangener wurde entlassen. Um ihm eine Verdienst-

möglichkeit zu beschaffen, richtete Simsa für ihn und andere Gefangene eine Schreibstube ein. Für entlassene Mädchen und Frauen galt es für die erste Zeit eine Unterkunft zu finden, wo sie eventuell auch beschäftigt werden konnten. Es gab Arbeit die Fülle, aber noch fehlten die rechten Mitarbeiter. Eines Tages erschien ein Geschwisterpaar, Emma und Emil Schulze, bei Pfarrer Simsa. Die beiden jungen Menschen hatten die Blankenburger Glaubenskonferenz besucht und dort tiefe Eindrücke empfangen. Besonders waren sie von der Werbung des Barons von Knobelsdorff für die Trinkerrettungsarbeit ergriffen. Sie wünschten sehnlichst, in den Dienst dieses Werkes zu treten. Sie berichteten: „ Wir haben ihren letzten Vortrag besucht, Herr Pastor. Wir sind überzeugt, daß Sie auch in Halle einen Verein des Blauen Kreuzes einrichten werden. Nehmen Sie uns bitte als ihre Mitarbeiter an“. Das war eine klare Wegweisung, die sich als eine Gebetserhörung erwies. Simsa wandte sich an die Hauseltern Otto der Herberge zur Heimat. Diese hatten oftmals schon sich der Opfer der Trunksucht angenommen. Beide stellten ihre Mithilfe gern in Aussicht. Zu dieser Zeit hielt sich der Generalsekretär des Hamburger Blauen Kreuzes besuchsweise in Halle auf. Simsa erfuhr von seinem Aufenthalt und bat den Generalsekretär um einen Vortrag. Ein Freundeskreis, der für diese Arbeit ein besonderes Interesse besaß, und die Gäste der Herberge fanden sich zu diesem Vortrag ein und lauschten der zu Herzen gehenden Rede. Eine Gebetsvereinigung beendete diesen Abend, der als die Geburtsstunde des Halle'schen Blauen Kreuzes anzusehen ist. Kaum wurde die Gründung bekannt, als sich die ersten Trinker meldeten. Einige hatte Pfarrer Simsa im Gefängnis kennengelernt. Andere brachten die Gemeindefrömmigen herbei, welche mit Freuden die Gelegenheit begrüßten, ihre Sorgenkinder in die rechte Pflege zu geben. Als der Leiter des Diakonissenhauses

den Schwestern unter völliger Verkennung der Arbeit die Verbindung mit dem Blauen Kreuz verbot, fanden sie andere Wege, die Gefährdeten in das Vereinshaus zu verweisen. Kurz danach wurde jener Vorsteher versetzt. Sein Nachfolger war bald ein warmer Freund der Arbeit für das Blaue Kreuz.

Zunächst blieb die Herberge die Heimat des Blauen Kreuzes. Der Vorstand des Herbergevereins bereitete deswegen den Hauseltern mancherlei Schwierigkeiten. Denn der Vorstand legte Wert auf den Bierauschank. Die Hausmutter aber schänkte mit Verliebe ihre alkoholfreien Getränke aus. Eines Tages erschien während einer Blau-Kreuzstunde ein Oberpfarrer aus Glaucha, welcher der Vorsitzende des Herberge-Vereins war, und erklärte: „Das Lokal ist sofort zu räumen. Es eignet sich nicht zu größeren Versammlungen, da die Gefahr des Einsturzes besteht“. Nach Gesang des Liedes „Nun danket alle Gott“ und nach kurzem Gebet nahm der Blau-Kreuz-Verein Abschied von der Herberge. Er war heimatlos geworden. Es galt das Gebetsglöcklein zu ziehen. So hatte eine alte gläubige Freundin den Versammelten geraten. Gott hilft allen, die ihn mit Ernst anrufen. Das sollte auch der Blau-Kreuz-Verein in Halle erfahren.

In einer engen Straße lag ein vielbesuchtes Biergartenlokal, welches „Zum Paradies“ hieß, dessen geräumiger Saal zu annehmbaren Bedingungen gemietet werden konnte. Zwar waren einige Schwierigkeiten zu überwinden. Die buntbemalten Wandsprüche, die humorvoll, aber oft allzu deutlich zum Trinken aufforderten, mußten vor jeder Versammlung mit auf Leinwand gemalten Bibelsprüchen verhängt werden. Auch mußten an Sommerabenden die Besucher der Blau-Kreuz-Versammlung die Reihe der trinkenden Gäste passieren und hatten manchen Spott zu erdulden. Lage und sonstige Verhältnisse dieses Lokals aber waren

günstig. Bald erwies sich der Name „Paradies“ als ein treffliches Werbemittel. Ließ sich ein Trunkener auf der Straße blicken, so hieß es im Volksmunde: „Er ist reif für's Paradies“. Pastor Simsa und sein Paradies wurden populär. Selbst der Ansjager eines großen Varietes sorgte dafür, als er längere Zeit Abend für Abend ein Spottlied auf diesen weltfremden Pastor und sein Paradies zum Besten gab.

Vielem zerbrochenen Menschenglück ist dieses unansehnliche Lokal wirklich ein Weg der Hilfe gewesen. Ein Schuhmachermeister wurde aus dem Gefängnis entlassen. Seine Frau schwebte in Angsten, daß nun das alte Elend wieder beginnen würde. Manchmal hatte der Betrunkene sie geprügelt. Um trinken zu können, hatte er in früheren Zeiten allen Hausrat versetzt, selbst seine Schuhnämaschine wurde zu Geld gemacht. Seine Frau aber sollte eine willkommene Enttäuschung erleben. Ihr Mann fand im Gefängnis seinen Heiland. Er verpflichtete sich dort zur Enthaltbarkeit und schloß sich dem Verein des Blauen Kreuzes an. Jetzt nach der Entlassung sollte er sich bewähren. Freunde verschafften ihm eine gebrauchte Nähmaschine und halfen ihm wieder zum nötigsten Hausrat. Sie gewannen ihm neue Kundschaft, so daß der Meister mit der Zeit in geordnete Verhältnisse kam. Die Befürchtung eines Rückfalles trat nicht ein. Der Meister blieb innerlich gefestigt und wurde sogar ein eifriger Bläser im Posaunenchor des Blauen Kreuzes. Den guten Einfluß des Paradieses sollte auch ein anderer Mann, ein Eisenbahnassistent, welcher seines Trunkes wegen arbeitslos wurde und dadurch völlig verarmt war, erfahren. Er fand den Weg ins Paradies. Die Heilsbotschaft packte ihn. Mit seiner Frau verpflichtete er sich zur Enthaltbarkeit und fand wieder Anschluß an das Leben. Pastor Simsa vermittelte ihm eine Anstellung bei der Straßenbahn. Als sein Schützling hierfür eine Uhr

Die Stadtmission in Halle

benötigte, lieb Pastor Simsa ihm seine eigene. Dieses Vertrauen war für ihn eine Hilfe, zur vollen inneren Klarheit zu gelangen. Er blieb eine treue Stütze des Blauen Kreuzes und legte am fünfzigsten Jahresfest dieses Vereins als hochbetagter Mann ein dankbares Zeugnis ab von der Gnade und Barmherzigkeit Gottes, welche sich in der Führung seines Lebens erweisen durfte.

Die Fürsorge für die entlassenen Befangenen erforderte von Pastor Simsa eine immer größere Arbeitskraft. Es fanden sich freiwillige Mitarbeiter. Auch in Halle handelte Simsa nach dem Grundsatz, geeignete Laienkräfte mit eigener Verantwortung sobald als möglich dort einzusetzen, wo sie sich als Mitarbeiter bewähren konnten. Bald aber war die Berufung eines Hilfspredigers notwendig, um den wachsenden Anforderungen wirklich gerecht werden zu können. In dem Kandidaten der Theologie Jöns wurde der richtige Mann gefunden, welcher in gleichem Sinne wie Pastor Simsa die Arbeit in Angriff nahm. Ihm zur Seite stand seine geliebte Frau, die wir unter dem Namen Emma Schulze schon als eifrige Mitarbeiterin des Blauen Kreuzes kennen gelernt hatten. Pastor Simsa arbeitete im Auftrag des „Evangelischen kirchlichen Hilfsvereins“. Er glaubte der Verpflichtung im Hinblick auf diese Vereinigung nicht besser nachkommen zu können, als durch vortragsmäßige Verkündigung des Evangeliums in öffentlichen Sälen, um auf diese Weise besonders kirchenfremde Menschen erreichen zu können. Sofort nach der Übersiedlung nahm er diese Vortragstätigkeit auf, und der Herr legte seinen Segen auf diese Arbeit. Bald kamen Frieden suchende Menschen, die seelsorgerlich betreut werden mußten. Im eigenen Heim wurde eine Bibelstunde eingerichtet, für die schon bald weder Räume noch Stühle reichten. Eine Nachbarin half mit Stühlen aus. Sie kam aus Neugierde in die Stunde, wurde aber bald zum lebendigen Glauben geführt.

Aus dieser evangelistischen Tätigkeit erwuchsen Sonderaufgaben: Ein berufstätiges junges Mädchen, welches in einer Evangelisationswoche zur Bekehrung gelangt war, wünschte für sich, wie für ihre Schwester und einige Freundinnen Stärkung in ihrem jungen Glaubensleben. Dies veranlaßte Pfarrer Simsa einen Verein für berufstätige junge Mädchen ins Leben zu rufen, der sich im Pfarrhaus versammelte. Das Abendbrot brachten sich die jungen Mädchen mit. Die Pfarrfrau reichte den Tee. Die Mädchen durften handarbeiten, während der Pfarrer vorlas. Mit Bibelbetrachtung und Gebet fanden die Abende ihren Abschluß. Eine der Familie Simsa befreundete Dame Fräulein Sack nahm sich dieser jungen Mädchen mit Liebe und Verständnis an. Durch einen Vortrag Simsas war sie zum Glauben gekommen. Zum ersten Jahresfest konnte im Herbst 1898 die bekannte Frauentrednerin Frau Ufer-Held eingeladen werden. Vor vielen hundertten von Frauen und Mädchen aller Stände berichtete sie im großen Saal des „Kronprinzen“ aus ihrer reichgesegneten Frauenarbeit. Am anderen Tage fand eine Konferenz der Leiterinnen von Jungfrauenvereinen statt, auf welcher Frau Ufer-Held Verständnis für eine neuzeitliche an der Bibel orientierte Arbeit zu wecken mußte und damit reichen Dank erntete. Als dann später andere bekannte Rednerinnen, wie Gräfin Waldersee, Fräulein Wasserzug-Malche, Fräulein Rappard-Chrischona eingeladen wurden, verspürte man von kirchlicher Seite eine starke Begnerschaft gegen dieses öffentliche Reden von Frauen. Professor Hering, dieser unermüdlische Förderer des Werkes prägte aber nach einer Vortragreihe von Fräulein Rappard das Wort: „Schade, daß sie kein Mann ist, das wäre der Leiter der Stadtmission!“ — Es war Pastor Simsas heißer Wunsch auch in Halle, wie einst in Breslau, einen christlichen Verein junger Männer entstehen zu sehen. Aber Gottes Stunde

war noch nicht gekommen. Wie oftmals in seinem Leben stand Simsa wieder vor der Tatsache, daß ein Mensch nichts erzwingen kann, es werde ihm denn vom Himmel gegeben. Er wartete in Geduld, wobei ihn ein treuer Beterkreis unterstützte. In gemieteten Räumen veranstaltete er Versammlungen für Kellner, Bäcker und Kaufleute. Einmal in der Woche lud er und seine Frau eine Anzahl Studenten zum Abendbrot ein. Mit diesen hatte er sehr lebhaftes Ausgesprachen. So bereitete er die spätere Arbeit des C. B. J. M. vor.

Simsa beschränkte sich auf eigene Evangelisationsvorträge. Er hatte es bisher noch nicht gewagt, einen auswärtigen Evangelisten zu einer acht- bis vierzehntägigen Verkündigung einzuladen. Zu diesem Glaubensschritt ließ er sich im Herbst 1897 durch den Besuch des damals weitbekannten Evangelisten Adolf Amstein aus der Schweiz führen. Dieser originelle Schweizer kam eines Tages nach Halle, um eine berühmte Champignonkultur zu besichtigen, die er sich in seiner Schweizer Heimat auch anlegen wollte. Er benutzte seinen Besuch in Halle, um Pfarrer Simsa, von dessen Wirken er gehört hatte, kennenzulernen. Dieser Besuch wurde der Anlaß zu einer innigen Freundschaft dieser beiden Männer. Im Frühjahr 1898 fand Amsteins erste Evangelisationswoche statt. Ein Saal im „Prinzen Carl“ wurde gemietet. Der Besuch stieg von Abend zu Abend, so daß der Saal schließlich die Hörer nicht fassen konnte. Der Herr gab Gnade für diese Woche. Viele Seelen fanden ihren inneren Frieden mit Gott. Zu den ersten Evangelisationswochen lud Simsa selbständig ein. Er hatte das erhebliche Risiko, für die Kostendeckung allein Sorge zu tragen. Der Herr ließ ihn nicht im Stich. Die Unkosten konnten immer gedeckt werden. Als aber im Laufe des Jahres 1898 alle von Simsa begonnenen Arbeiten unter ein Komitee gestellt wurden, ergab sich die Notwen-

digkeit, auch die Berufung von Evangelisten diesem Komitee vorzulegen. Schon Simsas eigene Vortragstätigkeit hatte manche Bedenken erregt. Diese Bedenken wurden noch größer als es sich um auswärtige Evangelisten handelte. Für die Vorträge Samuel Kellers bewilligte das Komitee zunächst keine Kirche. Am ersten Abend sprach er im Stadtmissionsaal. Zu diesem Vortrag strömten die Menschen so zahlreich, daß für den zweiten Abend der Dom freigegeben wurde. Selbst hier fanden hunderte von Hörern keinen Sitzplatz mehr. In den Bänken standen sie dicht an dicht. Viele gingen wieder nach Hause. Es entstand ein Fragen nach Gottes Wort. Die Bibelstunden wurden eifrig besucht. Das kirchliche Leben verspürte in allen seinen Zweigen den Segen dieser Vorträge.

Aber auch die Feindschaft wuchs. Sie nahm für den unerschrockenen Zeugen manchmal gefährliche Formen an. Auf seinen nächtlichen Heimwegen kam er wiederholt durch Steinwürfe in Gefahr. Im Sommer 1898 veranstaltete der Blaue-Kreuz Verein im „Paradies“ sein Gartenfest. Dort erzählte Simsa in packenden Bildern aus seiner Rettungsarbeit. Als er mit seiner Frau in später Stunde nach Hause kam und in der Küche Licht anzündete, krachte aus dem gegenüberliegenden Hinterhause ein Schuß. Die Kugel, welche Simsa galt, schlug an seinem Kopf vorbei in die Küchenwand. Wunderbar blieb er bewahrt. Innerlich aufreibend war die Gegnerschaft von kirchlichen Kreisen, vor allem eines Teiles der Geistlichkeit. Man sah sich durch diesen Unruhestifter in seiner Ruhe bedroht und ließ Simsa dies deutlich spüren. Schon das Wort Evangelisation rief starke Ablehnung hervor. Auf Grund seiner Erfahrungen schreibt Simsa selbst in seinem Artikel über „Blicke in Evangelisation und Gemeinschaftspflege“:

„ . . . Ich kann es nicht anders als für tragisch halten, daß zu einer Zeit, wo sich der Unglaube organisiert, Irrgeister aller Art an

Gläubige herantreten, von Katheder und der Presse Gottlosigkeit in feiner und grober Weise gepredigt wird, in unserer evangelischen Kirche so weite Kreise einer Bewegung ablehnend oder abwartend gegenüberstehen, die ganz unzweifelhaft eine der größten Belebungen darstellt, die je der Kirche seit der Apostel Tagen zuteil geworden ist. Denn die Evangelisationswelle ist an keinen Ort gebunden. Sie geht durch die ganze Welt und steigert sich an einzelnen Punkten zu lebendigster Erweckung

Man hüte sich, das Wesentliche der Evangelisation in Neben-
dingen zu suchen, wie das leider häufig geschieht. Für das Evan-
gelium, das allein Gottes Kraft ist zur Rettung aller, die daran
glauben, gibt es keinen Ersatz. Wir haben oben gezeigt, daß selbst
apologetische Vorträge, so wichtig sie zur Vorbereitung sein können,
nicht eigentlich Evangelisation sind. Noch weniger Familienabende,
wie sie zu diesem Zweck empfohlen werden. Auch nicht „vermehrte
Wortverkündigung“ an sich. Beredet wird in der evang. lischen
Kirche genug . . . Vertiefte Wortverkündigung wäre schon besser . . .
Die frohe Botschaft für den Sünder, daß er durch Christi Tod und
Auferstehung erlöst ist und, daß es der Glaube allein ist, der solche
Wohltat empfängt und hat — das ist not . . . Eins muß ich noch
erwähnen. Nur wo hinter dem Evangelisten eine *B e t e r s c h a f t*
steht, kann Ewigkeitssegens erwartet werden . . .

Evangelisation und Gemeinschaftspflege gehören zusammen.
Wer ein lebendiges Glied am Leibe Jesu ist, hat das Bedürfnis,
in den Stromkreis der anderen Glieder zu treten . . .

Am gesundesten ist Evangelisation und Gemeinschaftspflege in
der Gemeinde, wo der Pastor im Mittelpunkt beider steht. Das gibt
lebendige, gesegnete Gemeindegemeinschaft Da ist dann Seel-
sorge wirkliche Freude und Anlaß zu immer neuem Dank, sowie zu immer
neuer Selbstprüfung . . .“

Heute hat sich das Verständnis für Evangelisation auch in kirchlichen Kreisen durchgesetzt. Damals mußten starke Widerstände überwunden werden. Der Erfolg aber gab den mutigen Vorkämpfern recht. Aus ehemaligen Gegnern wurden Freunde. Viele namhafte Evangelisten taten gesegneten Dienst. Auch die Festredner, welche zu Jahresfesten eingeladen wurden, blieben in Halle mehrere Tage zu evangelistischer Wortverkündigung. Außer Samuel Keller und Adolf Umstein bedienten die halle'schen Evangelisationswochen: Ernst Lohmann, Pastor Wittkindt, Pastor Dammann aus Essen, Konsistorialrat Hermann Josephson, Theo Jellinghaus, Walter Michaelis, der Posaunengeneral Johannes Kuhlo, Pastor Heinersdorff u. a.

Die Mietwohnung des Pfarrers war zu klein, um all den manigfaltigen Veranstaltungen Obdach zu gewähren. Jeden Abend versammelte sich ein anderer Kreis um Gottes Wort. Das Eckzimmer diente zeitweise als „Schreibstube“. Das Gastzimmer beherbergte vorübergehend entlassene weibliche Gefangene. Die Frage nach einem eigenen Haus, wo alle diese verschiedenen Arbeitszweige zusammengefaßt werden konnten, wurde immer brennender. Betend wurde dieses Anliegen vor Gott gebracht. Es fand seine Erhörung. Der Vorsitzende des Evangelischen Hilfsvereins Graf Hohenthal, ein von Herzen gläubiger, für jedes Werk christlicher Nächstenliebe aufgeschlossener Mann, beobachtete die Entwicklung der Arbeit des jungen Gefängnispredigers mit Verständnis und Wohlwollen. Er kaufte ein zum Verkauf stehendes Wohnhaus, Am Weidenplan Nr. 5, das er Pastor Simsa für einen billigen Zinssatz zur Verfügung stellte. Das erste Stockwerk blieb bis auf weiteres dem bisherigen Mieter überlassen, dessen Mietzahlung ausreichte, um den Zins zu decken, so daß die übrigen Räume mietfrei waren. Nun begann ein eifriges Schaffen. Im zweiten Stockwerk wurde die

Amtswohnung des Pfarrers eingerichtet. Im Erdgeschoß mußte eine Wand herausgenommen werden, um einen größeren Versammlungsraum zu schaffen. Durch Zunahme von weiteren Räumen, die sonst der Schreibstube dienen sollten, konnte er jederzeit vergrößert werden. Im Dachgeschoß war für eine Stadtmissionarin, die als erste ihren Einzug halten sollte, eine freundliche kleine Wohnung vorgesehen. Der Keller wurde ausgebaut, um eine Brockenammlung aufnehmen zu können, die mit einer Beschäftigungsstelle für Arbeitslose verbunden war. Ein Teil des Erdgeschosses diente als Dienstwohnung für den Diakon der Gefängnisgesellschaft. Es konnte sogar im neu erworbenen Hause eine Nähstube des Frauenvereins eröffnet werden. Der kleine Garten bereitete in Zukunft allen viel Freude. Das Haus war bald von fröhlicher Arbeit erfüllt. Das Werk Pastor Simsas hatte Boden unter den Füßen erhalten.

Sein Wachstum erforderte eine straffe Organisation aller derjenigen Arbeitszweige, die nicht der Gefängnisseelsorge zugehörten. Daher regte Simsa die Zusammenfassung dieser Arbeitsgebiete unter dem Namen „Halle'sche Stadtmission“ an. Dieser Name rief zunächst Empörung hervor, welche in folgenden scharfen Worten zum Ausdruck kam: „Wir sind doch keine Heiden in Halle. Deshalb benötigen wir keine Stadtmission!“ Der Vorschlag, den Namen „Stadtdiakonie“ zu wählen, wurde zu Simsas Befriedigung mit Rücksicht auf den Herrn Diakonus abgelehnt, da dadurch Verwechslungen möglich schienen. Schließlich einigten sich die erregten Gemüter doch auf die Bezeichnung „Stadtmission“.

Ein Justizrat, Dr. Elze, Meister vom Stuhl einer Loge, eine feine, lautere Persönlichkeit, interessierte sich für das Wirken Pastor Simsas. Durch Besuch seiner Versammlungen machte er sich mit den Aufgaben der Stadtmission vertraut. Bald erklärte er sich

bereit, ihren Vorſiß zu übernehmen. Bei Simſas Abſchied von Halle legte er nicht nur im Familienkreiſe, ſondern vor aller Öffentlichkeit das Zeugniß ab, daß er erſt durch ſeine Mitarbeit Jeſus Chriſtus als ſeinen Heiland gefunden habe.

Als eine höchſt läſtige Störung empfand man das laute Treiben in der benachbarten Gaſt- und Gartenwirthſchaft „Zum Roſenthal“. Vom frühen Nachmittag bis zum ſpäten Abend begleiteten die ſchmetternden Klänge einer Damentapelle den Lärm der Gäſte. Die nächtlichen Ruheſtörungen durch Betrunkene, welche oftmals in Schlägereien ausarteten, nahmen kein Ende. Der Herr aber half ſelbſt in dieſer Noth. Eines Tages ſtand das Grundſtück zum Verkauf. Der Vorſtand der Stadtmiſſion war ſich ſofort klar darüber, daß nur er es erwerben durfte. Als Kaufpreis wurden 120 000.— Mark bei einer Anzahlung von 30 000.— Mark gefordert. Für die Renovierung des Hauſes waren weitere Summen erforderlich. Ein kleiner Kreis von Betern kam jeden Sonntag nach dem Gottesdienſt in der Pfarrervohnung zuſammen, um dem Herrn dieſes Anliegen vorzubringen. Ihr Beten ſollte Erhörung finden. Innerhalb von zwei Monaten waren 35 000.— Mark zinslos gezeichnet. Die geforderte Anzahlung konnte geleistet werden, und mit dem Reſtbetrag wurde die Neueinrichtung begonnen. Eines Tages konnte der Vorſitzende berichten, daß mit einer ihm teſtamentariſch für einen wohlthätigen Zweck zur Verfügung geſtellten Summe der geſamte Kaufpreis zuſammengekommen ſei. Bei dieſen Kauf- und Bauverhandlungen machten ſich die Kenntniſſe des erfahrenen Juristen Dr. Elze wohlthuend bemerkbar. Das Gebäude wurde renoviert. Außer einem großen Saal, der ungefähr ſiebenhundert Perſonen faßte, ſtanden eine Anzahl kleinerer Säle, Vereinsräume und Gaſtzimmer zur Verfügung. Das geſamte Mobiliar wurde vom Verkäufer leihweiſe überlaſſen. Eine Mietentſchädigung

forderte er niemals. Von Rückgabe redete er nicht. Nun konnten mehrere Versammlungen gleichzeitig stattfinden, ohne einander zu stören. Das Blaue Kreuz hatte eine würdige Stätte gefunden. Im Winter darauf konnte die bereits erwähnte Gaststätte Zum Rosenthal erworben und in eine alkoholfreie Gaststätte „Das Rosenthal“ umgewandelt werden. Eine erhebende Einweihung wurde abgehalten. Gleichzeitig tagte die erste Hallesche Gemeinschaftskonferenz. Die Spitzen der Behörden waren anwesend. Viele Gäste aus der näheren und weiteren Umgebung kamen in diesem neu erworbenen Hause der Stadtmission zusammen. Im nächsten Sommer wurde im „Rosenthal“ noch eine Speisewirtschaft eröffnet, die auch den studentischen Freitisch erfaßte. Im großen Restaurationsgarten entwickelte sich an schönen Sommertagen ein fröhliches Treiben.

Die Kellnermission konnte ebenfalls im größeren Rahmen betrieben werden. Denn Simsa war jetzt selbst Gastwirt geworden. Er wurde von seinen Gastwirtskollegen durchaus ernst genommen. Die Räume im „Rosenthal“ standen auch für eine mitternächtliche Zusammenkunft zur Verfügung, da man selbst der Hauswirt war. Den Gasthausangestellten waren solche Treffen zur Nacht zeitlich am günstigsten. Wenn die in den Gaststätten Halles wohlbekannte Frau Pfarrer zu diesen Versammlungen persönlich einlud, versäumte sie nie, auch durch die Hintertüren zu schlüpfen, um die Stifte und Piccolos beim Silberputzen zu grüßen und besonders einzuladen. Diese Kreise brachten ihrem Kellnerpastor großes Vertrauen entgegen. Ihn baten sie zu ihren Familienfesten. Er vollzog die Amtshandlungen. Er weihte ihre neue Fahne in den Kaiserfälen. Auf einer Ferienreise durch Thüringen kehrte das Ehepaar Simsa in einem Hotel ein. Kaum hatte der Kellner die beiden Reisenden erspäht, als er freudestrahlend „seinen Pastor“ begrüßte. Auf einer Gemeinschaftskonferenz in Schönbeck fand Simsa, da er sich zu

spät angemeldet hatte, kein Quartier. Der Oberkellner hörte zufällig den Namen Simsa. Da erkannte er seinen Kellnerpastor und schon mußte er ein Quartier zu schaffen. Ihr Kellnerpastor durfte nicht im Stich gelassen werden.

Aus einer kleinen Schriftenniederlage entwickelte sich nach und nach die Buchhandlung der Stadtmission, die nun gleichfalls ihr Heim in den neuen Räumen fand. Ein Stadtmissionar, eine Stadtmissionarin, ein Vikar und ein Bürovorsteher, sowie zahlreiche freiwillige Hilfskräfte stellten sich mit Simsa in den Dienst der Reichsgottesarbeit. Die Leitung des „Rosenthals“ übernahm ein Diakon aus Bethel. Die Seele des weitverzweigten Werkes blieb aber Frau Pfarrer Simsa. Willig und gern nahm sie alle Ungelegenheiten und Störungen des Familienlebens auf sich, indem sie ihr eigenes Heim zur Verfügung stellte. In dem ausgedehnten Betrieb des „Rosenthals“ war sie unermüdlich lenkend und leitend tätig. Ob stand sie selbst bei der Speiseausgabe hinter der Theke. Haus und Familie kamen indessen nicht zu kurz.

Die Quelle der Kraft, aus der die Hausfrau immer wieder Mut und Freudigkeit für die vielen Anforderungen, die an sie herantraten, schöpfen durfte, war ihre innige Verbundenheit mit ihrem Herrn, dessen vergebende Liebe sie erfahren hatte. In einem Brief vom 12. Juli 1898 schrieb sie an den Herausgeber dieses Büchleins: „Wie am Anfang in Breslau, so hatte uns der Herr auch hier zuerst in die Dürre geführt, bis er uns nach und nach ein Brunnlein nach dem anderen erschlossen und diese Bächlein nun zu einem großen Strom zusammenfließen ließ. Es ist etwas Köstliches, des Herrn Wunderwege und Wundertaten zu beobachten. Das größte Wunder aber ist und bleibt, daß Jesus auch meine Sünden zugedeckt und mich angenommen hat zu seinem Kinde, und daß er das täglich auch mit anderen tut, die zu ihm kommen und sich von

ihm reinigen lassen. Ihm sei Dank, daß wir ihm in diesem Dienste ein wenig helfen dürfen“.

Diese sichtbare Verbundenheit mit dem Meister, der sie in die Arbeit gerufen hatte, fand ihren innigsten Ausdruck in einem Kreise treuer Väter, der sich zu bestimmten Zeiten in ihrem Heim zusammensand, um das Werk der Stadtmission mit seinen Nöten und Schwierigkeiten immer wieder an Gottes Vaterherz zu legen. Eine große innere Stärkung durfte Simsa sich schenken lassen, als er beim Kauf des Hauses „Am Weidenplan Nr. 5“ erfuhr, daß die Besitzerin dieses Hauses den Gebetswunsch gehabt habe, ihr Haus möge einst im Dienst einer Reichgottesarbeit stehen. Es sind unsichtbare Fäden des Gebetes, die sich zwischen dem Herzen Gottes und seinen Kindern knüpfen, wenn sie sich in glaubensvoller Bewußtheit und demütigem Dank seiner Führung beugen.

*

Doch es kamen Zeiten (1901), in denen es galt, sich mit einem „Nein“ des Meisters abzufinden und in demütigem Vertrauen auch durch dunkle Täler zu gehen. — Das Tempo der Arbeit ging über die Kraft. Die junge Pfarrfrau erkrankte und bedurfte dringend der Schonung. Auch er, der unermüdlche Vorsteher aller Arbeitszweige sah ein, daß der Doppeldienst im Gefängnis und Stadtmissionswerk sich auf die Dauer nicht mehr miteinander vereinigen lasse. Es war ihm ja auch nicht verborgen geblieben, daß seine vorgesetzte Behörde längst eine Trennung der beiden Arbeitsgebiete wünsche und wohl nur mit Rücksicht auf ihn den Wunsch noch nicht zur Forderung erhoben habe. Da ihm aber die Schwierigkeiten einer reinlichen Scheidung der Arbeit in dem Falle, daß er die Leitung der Stadtmission behielte und ein anderer in die Gefängnisseelsorge einträte, klar vor Augen standen, glaubte er in einem

Rufe nach Frankfurt am Main die Führung Gottes zu sehen. Dieser Ruf ging von Herrn von Bernus aus, der für „seine“ Christuskirche einen Pfarrer suchte und ihn in Simsa gefunden zu haben glaubte. Vielleicht etwas überreizt, jedenfalls übereilt, glaubte Simsa, diesem Rufe folgen zu müssen; die Arbeit an solch einer „Freikirche“ schien ihm auch verlockend. So legte er sein Befängnisamt nieder und veranlaßte auch — zum großen Leidwesen seiner Freunde — daß wegen der Uebernahme der Stadtmissionsleitung mit einem Nachfolger verhandelt würde. Nun erst fuhr er nach Frankfurt, um dort mit Herrn von Bernus die letzten Verhandlungen persönlich zu führen. Schon nach der ersten Unterredung aber war es ihm klar, daß er nicht mit Freudigkeit nach den Grundsätzen des Herrn von Bernus würde arbeiten können. In allem Freimut sprach er diese Bedenken aus und bat, ihn seines gegebenen Wortes zu entbinden, — und saß — es war nicht zu leugnen — nun zwischen zwei Stühlen! Der neue Befängnisgeistliche war bereits berufen und der für die Stadtmission bestimmte hatte zugesagt, trat aber bereitwillig zurück, als er von dem Stande der Dinge unterrichtet wurde.

Die Schwierigkeiten, die Simsa bei einer Trennung der beiden Ämter vorausgesehen hatte, machten sich in der Folge schon bald spürbar. Die Grenzen der Arbeit verliefen so sehr ineinander, daß es zu Kompetenzkonflikten kommen mußte, wenn keine andere Lösung gefunden wurde. Für einen neuen Mann war das leicht, für den Schöpfer der Arbeit schwer zu ertragen. Je länger, je mehr erkannte Simsa daher selbst, daß eine klare Neuordnung der Arbeit nur bei einem Wechsel der Persönlichkeiten möglich sein würde. Nun lagen die Dinge in Halle auch ähnlich, wie s. Zt. in Breslau vor seinem Fortgang von dort. Für die verschiedenen Arbeitsgebiete standen tüchtige, selbständige, Leiter bzw. Leiterinnen zur Verfü-

gung. In dem prächtigen Stadtmissionar Weisenbach hatte Gott ihm noch kürzlich einen umsichtigen, von Eifer für Gottes Sache glühenden Mitarbeiter zugeführt: Der Bestand der Arbeit war gesichert.

Ein brennender Wunsch Pastor Simsas war bisher jedoch nicht in Erfüllung gegangen. Es bestanden wohl Arbeitskreise für Kellner, für Bäcker, für kaufmännische Angestellte und für Studenten, aber ein christlicher Verein junger Männer war noch nicht ins Leben gerufen. Da schenkte Gott die Erfüllung dieses Gebetswunsches. Im Spätsommer des Jahres 1902 kam Forstmeister von Rothkirch nach Halle. Er brachte die Nachricht mit, daß in der Person des Bielefelder Kaufmannes Bartels der geeignete Generalsekretär für den Aufbau eines C. B. J. M. zur Verfügung stehe. Dieser sei finanziell völlig unabhängig und könne sich deshalb ohne wirtschaftliche Sorgen dem missionarischen Dienst widmen. Die Räume des Erdgeschosses im Haus „Am Weidenplan Nr. 5“ schienen als Vereinsräume recht günstig zu sein. Die größere Hälfte des Erdgeschosses bewohnte die Familie des Stadtmissionars Weisenbach. Für diese mußte so schnell als möglich eine passende Wohnung besorgt werden. Die beiden Freunde legten diese Sorge dem Herrn im Gebet vor und erhoben sich in der Gewißheit, daß sich ein Weg finden würde. Noch am selben Tage erschien eine Dame aus dem Gemeinschaftskreis. Sie teilte mit, daß ihre Mutter der Stadtmission eine freiverdende Wohnung unentgeltlich zur Verfügung stelle. Wieder bewährte sich die Wahrheit des Jesajamotives: „Es soll geschehen, ehe sie rufen, will ich antworten; wenn sie noch reden will ich hören“. Fröhlichen Herzens wurde auch dieses neue Arbeitsgebiet in Angriff genommen, und Gott legte seinen Segen darauf. Schon im nächsten Jahre durfte Herr Bartels in glaubens-

gewisser Zuversicht dem Verein ein eigenes Haus in der Geißstraße Nr. 37 herrichten.

Die Eröffnungsfeier des C. B. J. M., in der Herr Bartels eingeführt wurde, bedeutete für Pastor Simsa die Krönung seines Wirkens in Halle. Bald danach erreichte ihn ein Ruf nach Barmen, in welchem er die Führung Gottes erkannte. Der Abschied wurde schwer. Mit viel Mühe und Liebe hatte das Pfarrerehepaar in Halle die Herzen für das Reich Gottes warm gemacht. Der Herr hatte dabei auch seinen Diener reich gesegnet.

Das Pfarramt in Wuppertal

Der Ruf nach Barmen im Jahre 1902 erschloß Simsa und seiner Familie eine neue Welt. Sein Wirken in Halle konnte mit einer mühevollen Bergwanderung verglichen werden. Es galt steile Hänge zu erklimmen, tiefe Schluchten zu durchschreiten und schroffe Hindernisse zu überwinden. Das Wirken in einem Wuppertaler Pfarramt mit seinen geordneten Gemeindeverhältnissen schien Pastor Simsa mehr einer sonnigen Wiesenlandschaft zu gleichen. Viel Mühe und Unbequemlichkeit bereitete in Breslau sowohl wie in Halle die Wohnungsfrage. Aber in Barmen gab es solche Sorge nicht. Das geräumige Pfarrhaus stand zum Empfang bereit. Es war Sitte, daß der Pfarrer sein Amt erst übernahm, wenn die Einrichtung des Hauses beendet war, und die Familie bei der Einführung des Pfarrherrn ihren Einzug ins Pfarrhaus halten konnte. Die Einrichtungsarbeiten, selbst die Aufstellung der Möbel besorgten Gemeindeglieder, um der Pfarrfrau diese Mühe abzunehmen. Frau Pfarrer Simsa legte aber trotzdem mit Hand an. Sie ließ es sich gern gefallen, daß hilfsbereite Freunde die Lücken der Einrichtung ausfüllten. Diese beschafften Gardinen und ergänzten fehlenden Hausrat. Der Keller war bei ihrem Eintreffen schon gefüllt. Für den kommenden Winter standen Kohlen, Kartoffeln, Gemüse und Äpfel bereit. Für die ersten Wochen waren genügend Lebensmittel gestiftet. Bei diesem Anblick lachte der Pfarrfrau das Herz.

Vor nicht langer Zeit holten die Barmer ihren neuen Pfarrer noch in einer prunkvollen Staatskarosse feierlich ein. Die Einholung Pastor Simsas vollzog sich schon ein wenig bescheidener.

Eine Abordnung des Presbyteriums fuhr ihm einige Bahnstationen entgegen. Auf dem Bahnhof erwartete ihn die Gemeinde. Sie begleitete ihn in die Hauptkirche, wo er von dem Superintendenten in sein Amt eingeführt wurde. Am Nachmittag sammelte sich die Gemeinde an gedeckten Kaffeetischen. Viele Begrüßungsreden wurden gehalten. Das junge Pfarrerehepaar empfand das Beglückende eines so warmen Empfanges.

So verschieden wie das Arbeitsfeld, so anders geartet war die Tätigkeit als Gemeindepfarrer, die nun auf Simsa wartete. In gesegneter Arbeit hatte der Vorgänger eine lebendige Gemeinde um das Wort Gottes gesammelt. Ein reges Vereinsleben bestand. Bibelstunden wurden regelmäßig gehalten. Es gab einen Frauenverein, einen Jungmädchenverein und eine Kinderschule. Der Kinder Gottesdienst wurde fleißig besucht. Sogar ein Frauenmissionsverein warb innerhalb dieser Gemeinde für die Arbeit der Äußeren Mission. Eine Großstadtgemeinde ist aber selbst ein weites Missionsfeld. So blieb auch in dieser Gemeinde Raum genug für die Weiterentwicklung der volksmissionarischen Gabe des neuen Pfarrers. Auch hier begann er die Glieder der Gemeinde tatkräftig in der Dienst für die Allgemeinheit zu stellen. Er bildete sich Helfer und Helferinnen heran. Ein Jungmännerverein entstand. Eine Gemeindefrischenmission wurde gegründet. Ein Blau-Kreuz-Verein nahm sich der Trinkerrettungsarbeit an. Wertvolle Förderung erhielt dieser Verein von Pastor Arnold Bovet. Ein neugegründeter Kirchenchor verschönte mit seinen Darbietungen die Gottesdienste an den Feiertagen und die Gemeindefeste. Auch hier fand sich ein Gebetskreis, der die Gemeindenöte vor dem Herrn des Weinberges ausbreitete und ihn um Weisung und Hilfe bat.

In Barmen war es Sitte, daß die Geistlichen sonntäglich ihre Predigtstätten wechseln. So mußte auch Simsa an jedem Sonntag

vor einer anderen Gemeinde predigen. Er empfand diese Sitte für eine intensive Gemeindebetreuung und für die Seelsorge störend. Es währte nicht lange, so wurde Simsa auch zu Aufgaben herangezogen, die außerhalb seiner pfarramtlichen Tätigkeit lagen. Die Rheinisch-Westfälische-Gefängnisgesellschaft berief ihn in ihren Vorstand. Desgleichen ernannte ihn der Hauptverein des Blauen Kreuzes, der seinen Sitz in Barmen hatte, zum Vorstandsmitglied. Später wurde er zum ersten Vorsitzenden gewählt.

Mit reger Anteilnahme verfolgte Simsa die Erweckungsbewegung dieser Jahre. Auch innerhalb seiner Gemeinde erfuhr er den Segen derselben. An zwei Keswick-Konferenzen nahm Simsa in England teil. Dort lernte er die Erweckungsbewegung in Wales kennen. Der erfrischende Geist einer alle konfessionellen Grenzen überbrückenden, wahrhaft evangelischen Allianz erquickte ihn. Vor der Öffentlichkeit bekannte er sich zu dem Grundsatz, allen Gotteskindern brüderlich die Hand zu reichen, sofern nur Jesus Christus, der Herr, der gemeinsame Grund des Bekenntnisses sei.

Durch die gesegnete Wirksamkeit zahlreicher tüchtiger, im klaren Glauben stehender Pfarrer wurde das kirchliche Leben im Wuppertal ständig vom Wort Gottes her befruchtet. Es bot weiten Kreisen geistliche und geistige Anregung. Das zeigte vor allem die bekannte Wuppertaler Festwoche, welche Redner aus der ganzen Welt ins Wuppertal führte und Tausende von Hörern unter die Verkündigung des Wortes Gottes stellte. Das Barmer Gemeindeleben entsprach mehr dem Verlangen nach gemeinschaftlichem Zusammenschluß ihrer Glieder als das Gemeindeleben in anderen Gegenden, wo die geistliche Versorgung weniger gut war. Deshalb war im kirchlichen Wuppertal zunächst ein geringeres Verständnis für die Gemeinschaftsbewegung vorhanden. Und doch sollten sich auch ihr

die Türen öffnen und den Gemeinden reicher Segen durch sie zufließen.

Pastor Simsa lag es sehr am Herzen, die lebendige Gemeinschaft seiner Gesamtgemeinde ständig zu fördern. Deshalb hielt er auch hier evangelistische Vorträge, um die kirchlich weniger interessierten Kreise heranzuziehen. Auch lud er auswärtige Reichgottesarbeiter zu kürzeren oder längeren Evangelisationen innerhalb seiner Gemeinde ein. Hierdurch gelang es ihm, das Band seiner Gemeindeglieder untereinander merklich zu festigen. Auf einen größeren Widerstand seiner Amtsbrüder stieß Simsa, als er es wagte, eine Frau, Fräulein von Patow-Reinbeck, zu einer Frauenevangelisation einzuladen. Man versagte ihm die Ankündigung dieser Versammlung im kirchlichen Sonntagsblatt. Er war auf bezahlte Anzeigen in der Tagespresse angewiesen. Sie führte zu einer Erweckung unter den Frauen und jungen Mädchen, von der reiche Früchte ausgingen.

Auch Verständnis für die Heidenmission suchte Simsa in der ihm anvertrauten Gemeinde zu wecken. Er warb Frauen für den Missionsverein und nahm selbst an dessen Abenden regelmäßig teil. Zu den jährlichen Missionsfesten ließ er als Redner Missionare von den verschiedensten Missionsfeldern kommen. Er ließ auch Judenmissionare aus der Arbeit der Judenmission berichten. Der Rabbiner Lichtenstein, welcher am Leipziger Delitzsch-Institut als Lehrer tätig war, kam auf Einladung von Pastor Simsa nach Barmen. Als junger Mann las er die Schriften des Propheten Jesaja. Das 53. Kapitel machte auf ihn einen solchen Eindruck, daß er im Alten Testament weiterforschte und Christus fand. Nun verkündigte er seinen Glaubensgenossen, daß das stellvertretende Leiden und die Herrlichkeit des Knechtes Gottes in Jesus von Nazareth Wirklichkeit geworden ist. Er wurde ein gesegneter Zeuge

seines Herrn. Ein anderer Judenchrist, der Sprachforscher Luch, verkehrte ebenfalls im Hause Simsa. Dieser Gelehrte kam aus Amerika. Dort hatte er seine Bekehrung erlebt. Er versuchte in Amerika eine geseßestreue, judenchristliche Gemeinde nach urchristlichem Vorbild zu sammeln. Bei seinen jüdischen Glaubensgenossen stieß er aber nur auf Haß, so daß ihm nichts anderes übrig blieb, als nach Deutschland zu fliehen. Hier fand er eine Tätigkeit im Dienst der Judenmission.

Auf Anregung von Pastor Simsa fand im Jahre 1903 die erste Wuppertaler Gemeinschaftskonferenz in Barmen statt. Von Jahr zu Jahr wuchs ihre Besucherzahl, die derjenigen der Barmer Festwoche bald wenig nachstand. Auch nahm er tätigen Anteil an der „Terstegenruh-Konferenz“, bei der er mit dem Worte diente. Weit über die engeren Grenzen des Wuppertales hinaus durfte er als Redner bei Evangelisationen wirken. Zu diesem Dienst war er u. a. in Leipzig, Dresden und Hamburg. Eines Tages erhielt er eine Einladung, im „Grandhotel“ des belgischen Seebades Blankenberge einige Wochen als Kurprediger tätig zu sein. Er benutzte seinen Sommerurlaub zu dieser Aufgabe und wurde enttäuscht. Wohl hatte er auch früher schon für kürzere Zeit in christlichen Erholungsheimen ähnlichen Dienst mit großer Freudigkeit und im spürbarem Segen getan, in jenem Riesenhotel mit seinem internationalen, höchst gemischten Badepublikum sah er sich vor gänzlich andere Aufgaben gestellt. Zwar konnte er im kleineren Kreise Andachten und gelegentlich weltanschauliche Vorträge halten, aber im allgemeinen schien man ihn so zu sagen als einen geistigen „maitre de plaisir“ anzusehen, der wie andere Künstler etc. . . zur Unterhaltung der Gäste zur Verfügung stehe. Die Aufnahme seitens der Leitung des Hotels ließ nichts zu wünschen übrig; für Unterbringung und Verpflegung war auf's Beste gesorgt. Den Ansprü-

chen der Gäste gegenüber galt es indessen sich kräftig zur Wehr zu setzen. Tritt da eines Tages eine gefeierte Theaterdiva, reichlich von oben herab an ihn mit der Aufforderung heran: „Herr Pfarrer, Sie haben die Güte, mir möglichst bald die besten Kursverbindungen mit Wien zu besorgen!“ Sie wollte sich ohne Gruß und Dank entfernen, als ein kühles: „Sie verwechseln mich mit dem Portier des Hauses; Sie wollen sich bitte an diesen wenden!“ sie verduzt zurückhielt und zu der verwunderten Frage veranlaßte: „Wieso, sind Sie denn kein Angestellter des Hotels?“ — So glänzend die äußeren Verhältnisse auch waren, so hat Simsa doch nie wieder einen Dienst in einem solchen mondänen Hause übernommen. „Dazu muß man besondere Gaben mitbringen“, pflegte er ablehnend zu sagen.

Seine religiösen Vorträge im großen Saal des Vereinshauses zogen zahlreiche Gebildete aus ganz Wuppertal an. Der Verband gläubiger Kaufleute und Fabrikanten, welcher durch diese Vorträge auf ihn aufmerksam wurde, bat ihn, ihnen mit Bibelstunden zu dienen. Außerdem entstand für gebildete Frauen ein Bibelkränzchen. In einem jungen, im Johanneum ausgebildeten Stadtmissionar fand Simsa einen treuen Helfer, dem er die Jungmännerarbeit, die Betreuung des Blau-Kreuz-Vereins und die Blättermission seines Bezirks anvertrauen konnte. Sein Gehalt wurde freiwillig von der Gemeinde aufgebracht. Für Pastor Simsa und seinen Freundeskreis war es schon lange ein dringender Wunsch, dem Gemeindebezirk eine Erholungsstätte zu schaffen. Dieses Anliegen brachten sie im Gebet vor Gott. Im Vertrauen auf die Hilfe des Herrn kaufte man eine Waldparzelle, auf der im Frühjahr 1909 ein fröhliches Schaffen der Gemeindeglieder begann. Jung und alt benutzten jede freie Stunde zum Roden und zum Einzäunen des Grundstückes. Wege wurden geebnet, schattige Ruheplätze und

Spielwiesen wurden angelegt. Auch Frauen und Mädchen, selbst Kinder waren von Hilfsbereitschaft erfüllt. Nur zum Auf- und Ausbau einer Halle, die Pastor Simsa aus freiwilligen Spenden der Gemeinde billig erwerben konnte, und zum Graben eines Brunnens mußten Fachleute herangezogen werden. Bald war das Werk vollendet. Zur Freude von groß und klein war in kurzer Zeit eine Familienerholungsstätte entstanden, die nicht nur Gelegenheit zu leiblicher Erquickung bot, sondern auch zu regelmäßiger Wortverkündigung diente. Jeden Sonntagnachmittag fand in „Pniel“, so nannte man das freundliche Waldheim, ein kurzer Gottesdienst statt. Von den Klängen der Posaunen wurden viele Spaziergänger angezogen. Von dem zwanglosen Beisammensein in Gottes freier Natur hat manche Familie viel Segen nach Hause nehmen dürfen.

Mehrfach war die Leitung der Predigerschule „Johanneum“ an Simsa mit der Bitte herangetreten, als ständiger Mitarbeiter in den Lehrkörper einzutreten. Er fühlte sich nicht dazu berufen. Wohl übernahm er einige Unterrichtsstunden, Apologetik etc. —, aber auch, als man ihm die Leitung der Anstalt anbot, konnte er sich nicht entschließen, diesem Rufe Folge zu leisten. Er fühlte sich allzu sehr dem Dienste an der Gemeinde verpflichtet.

Auch einer Bitte des Herrn de Neufville in Frankfurt (Main), die Leitung der sog. „Nord-Ost-Gemeinschaft“ zu übernehmen, glaubte er nicht folgen zu dürfen.

Im Sommer des Jahres 1909 machten sich die Folgen einer Ueberarbeitung geltend. In dem Bewußtsein, den Anforderungen seines Amtes nicht mehr gewachsen zu sein, nahm er den Ruf nach Bonn an, wo er das Amt des Studiendirektors des theologischen Studienhauses bekleiden sollte. Mit großem Bedauern sah ihn seine Gemeinde scheiden. In einem Erinnerungswort bezeugt sein

Nachfolger: „Pastor Simsa hat sich nicht gewundert über die Sünde der Menschen. Er hat sich nur wundern können über das Geheimnis Jesu Christi, das deutlich zu verkünden, ihm das höchste Anliegen war. Er hat sich von Herzen freuen dürfen, daß der ausgestreute Samen aufging, daß es im Leben mancher Menschen zu einem „Pniel“ kam, daß sie sagen konnten: ‚Ich habe den Herrn von Angesicht gesehen‘. Darauf muß es ankommen, daß der Herr Christus in uns groß werde. Ihn hat er den Menschen vor Augen gemalt. Er hat das Wort vom Kreuz verkündigt. Viele Menschen kamen durch ihn zurecht und lernten die freie Gnade rühmen. Pastor Simsa fühlte sich als Missionar. Er sann auf immer neue Wege, um an die Herzen der Menschen heranzukommen. Dem diente auch in besonderer Weise das oben schon erwähnte Waldheim „Pniel“. Sein volksmissionarischer Sinn hatte erkannt, daß für die Familien der Gemeinde eine Stätte geschaffen werden müsse, wo sie zusammenkommen können und wo das Wort des Lebens ungebürtet verkündigt wurde“. In Bonn erwartete Pastor Simsa ein völlig anders geartetes Arbeitsfeld des Reiches Gottes.

Studentenseelsorger in Bonn

Das Studienhaus in Bonn, welches der Familie Simsa für fünf Semester zur Wohn- und Wirkungsstätte wurde, war ein freundliches, geräumiges Studentenheim. Herzlich war der Willkommenstruß, mit dem die theologische Fakultät den neuen Studiendirektor begrüßte. Bei seiner Einführung hielt Simsa eine Rückschau auf sein bisheriges Leben. Aus seiner Rede wollen auch wir das eine und andere hören, um ihn in seiner Lebenshaltung noch besser kennen zu lernen und vielleicht selbst etwas für unseren Dienst im Reiche Gottes mitnehmen zu können:

„Das öffentliche Leben war bisher an seinen kampfreichen Stellen mein Wirkungsbereich. Als Reiseprediger bereifte ich Länder, um in öffentlichen Vorträgen Juden und modernen Heiden Jesus zu verkündigen. An Stellen, wo sonst kein Evangelium erscholl und in einer Sprache, die der gebildete Mensch von heute spricht, bereitete ich mir durch Hinwegräumen des Schuttes von Vorurteilen, die der moderne Mensch hat, den Boden zur Verkündigung der frohen Botschaft vom Heiland der Welt. Mein Kampf galt vor allem dem Aberglauben, der überall dort wieder ans Tageslicht kommt, wo der Mensch den Glauben an den Vater Jesu Christi, der auch unser aller Vater ist, verloren hat. Ich fand den Weg zur Gemeinschaftsbewegung, da diese sich an den Mann der Straße wandte. Sie versuchte ihn außerhalb des Kirchengebäudes, wo der Mann der Straße nicht zu finden ist, in die Gemeinschaft seiner Brüder und Schwestern in Christo zurückzurufen. Denn ich darf mich vor niemandem des Evangeliums von Christo

schämen. Ich kenne es als eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben.

Als Seelsorger und Geschäftsführer einer Gefängnisgesellschaft durfte ich durch Gottes gnädige Fügung innerhalb einer Großstadt eine Stadtmission einrichten. Vom Dienst an den Gefangenen fand ich den Weg in die gesegneten Bestrebungen der Trinkerrettungsarbeit. Ich begrüßte das Gelübde zur Enthaltbarkeit nicht nur für die Trinker, sondern auch für alle diejenigen, die dem Menschenbruder in seiner inneren Haltlosigkeit durch eigenen Verzicht Hilfe und Vorbild sein wollten. Als Gemeindepfarrer in Barren durfte ich die Frucht meiner Erfahrung, die ich als Leiter der Halle'schen Stadtmission gesammelt hatte, dieser meiner Großstadtgemeinde zu Gute kommen lassen. Eine Väter- und eine Helfergemeinschaft unterstützte den Pfarrherrn in seinem Dienst an der Gemeinde. Es war diesen ein Anliegen, daß jede Familie wöchentlich mit einer kleinen Schrift von der Kirche und dem Herrn derselben begrüßt wurde.

Gott führt mich, wie es scheint, aus der Weite in die Enge. Der Reiseprediger wurde ein Leiter der Stadtmission, bis ihn eine Stadtgemeinde in ihren Dienst rief. Und ab heute soll nun ein Haus, das mit jungen Menschen gefüllt ist, meine Wirkungsstätte sein. In den Universitätsstädten Breslau und Halle fehlten die Studenten bei unseren offenen Abenden im eigenen Heim nicht. Sie waren meiner Frau und mir ans Herz gewachsen. Ich freue mich auf den persönlichen Gedankenaustausch zwischen dem Lehrenden und den Lernenden, wie er innerhalb einer Hausgemeinschaft hier nun täglich uns, den Theologiestudenten und mir, ihrem Studienleiter, zum Erlebnis werden darf.

Bei unserer gemeinsamen Arbeit mag uns ein Wort des Herrn ein Wegweiser sein: „Die Ernte ist groß, aber wenig sind der

Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende". Was die Welt benötigt, sind Persönlichkeiten, welche, wie Paulus es ausdrückt, Gottes Mitarbeiter sein können. Es ist der verantwortungsvollste Beruf, den Ihr Theologiestudenten Euch gewählt habt. Ihr wollt Menschen zu Jesus führen, damit sie Gottes Barmherzigkeit erfahren dürfen und dadurch für das ewige Leben schon hier im Diesseits gerettet werden. Ein solcher Beruf erfordert eine von Gott her geheiligte Vorbereitung. Wir müssen ihn aus ganzen Herzen darum bitten, daß er uns als seine Arbeiter in seine Ernte sende. Es gibt manche hochbegabte Persönlichkeit, die gute theologische Kenntnisse besitzt, deren Leben aber später für die Gemeinde unfruchtbar bleibt. Sie besaß kein Leben aus Gott. Sie erfuhr keine Salbung durch den heiligen Geist. Sie hatte keinen Auftrag für das Wirken im Reiche Gottes. Die Vorbereitung durch die Universität und die Beauftragung von der Kirche haben der Ordnung halber ihre Berechtigung. Aber wenn Gott sich in diesem Tun nicht bezeugt, und seine Gnade solchem jungen Pfarrer, der in das öffentliche Leben tritt, nicht schenkt, so ist all sein Streben, und mag es noch so ernst gewesen sein, ohne Frucht geblieben und er kann auch in Zukunft nicht den Segen Gottes verspüren. Darum wollen wir den Herrn Christus täglich in diesem Hause bitten, daß er uns den Geist seines Vaters sende, daß jeder in diesem Hause sein Leben gestalte aus der Kraft, die allein Gott uns darreichen kann. Innerhalb einer Gebetsgemeinschaft werden Sie in rechter Weise vorbereitet, daß Sie später als Pfarrer und als Lehrer von Gott als Arbeiter in seiner Ernte ausgesandt werden können. Der Herr aber gebe seine Gnade dazu". — Im Sinne dieser Ausführungen bemühte sich der neue Studiendirektor, den ihm anvertrauten Studenten ein Führer zu Christus, ihrem Herrn und Meister, zu sein.

Pastor Simsa und seine Gattin verlebten im Studienhaus in Bonn in Hausgemeinschaft mit ihren Studenten fünf segensreiche Semester. Sie gestalteten nicht nur den Tageslauf ihrer Hausgenossen, für deren geistliches Wohlergehen der Hausherr Sorge trug und für deren leibliches Wohl die Hausfrau zu sorgen hatte, sondern zu ihren offenen Abenden fanden sich Studenten und Studentinnen aller Fakultäten ein. Frau Pastor Simsa wußte solchen Stunden eine trauliche Behaglichkeit zu verleihen, so daß viele der jungen Menschen in ihrem Heim zu Hause waren. Die Deutsche christliche Studentenvereinigung (D. C. S. V.), zu deren Vorstand Simsa seit vielen Jahren gehörte, erbat auch in ihrer Bonner Gruppe seine Mithilfe. Vern entsprach Pastor Simsa, dessen Herz stets der Jugend gehörte, dieser Bitte.

Mit seiner Gesundung regte sich in Simsa wieder der Mann, dessen eigentliche Lebensaufgabe war, draußen in der Öffentlichkeit zu wirken, und der sich auf ein einzelnes Haus auf die Dauer nicht beschränken konnte. In seinem Hause sammelte er einen Bibelkreis, der vielen zum Segen wurde. Das „Blaue Kreuz“, welches auch in Bonn einen Zweigverein hatte, zog ihn zur Mitarbeit heran, und einer Rettungsarbeit für Frauen und Mädchen durfte er durch Seelsorge und Wortverkündigung dienen. Auf Anregung eines Rittmeisters, der ein fleißiger Besucher des Bibelkreises war, veranstaltete Simsa eine Weihnachtsfeier für Unteroffiziere und Mannschaften der Husaren, bei der Gemeindeglieder für kleine Geschenke und für die Bewirtung mit Kaffee und Kuchen sorgten. Die akademische Jugend vergaß er nicht. Seine Werbeversammlungen für Studentinnen, die in der Beethovenhalle stattfanden, wozu auswärtige Redner oder sogar Rednerinnen eingeladen wurden, erfüllten ihren evangelistischen Sinn und hinterließen bei vielen einen tiefen Eindruck, der sie zur Mitarbeit am Reiche Gottes

veranlaßte. An Sommertagen vereinigte sich die akademische Jugend unter den schattigen Bäumen des Gartens des Studentenhauses, wo sie bei Kaffee und Kuchen oft bis zum späten Abend zusammenblieben.

Mehrfach war Pastor Simsa in Bonn nahegelegt worden, sich zu habilitieren. Er aber war sich klar darüber, daß die akademische Lehrtätigkeit nicht ihm mit seinen volksmissionarischen Gaben entsprach. Er sehnte sich nach dem Dienst innerhalb einer Gemeinde zurück. Als ihn ein Ruf nach Barmen-Gemarke erreichte, glaubte er diesem folgen zu müssen, da sich für das Amt des Studiendirektors auch ein geeigneter Nachfolger fand. Pastor Simsa durfte im Rückblick auf seine Wirksamkeit mit Dank und Beschämung erkennen, daß Gott der Herr in seiner Gnade auch diesen ihm nicht wesen gemäßen Dienst reich gesegnet hatte.

Noch einmal im Wuppertal

Drei Pfarrgemeinden wollten Simsa in ihren Dienst berufen. In Düsseldorf wie in Hamm warteten behagliche Pfarrhäuser und wohlgeordnete Gemeinden auf ihn. In Barmen-Gemarke war nur Neuland zu bebauen. In dem ständig wachsenden Stadtteil um den Klingelholl sollte ein sechster Pfarrbezirk gegründet werden. Es war weder ein Pfarrhaus vorhanden, noch stand ein Saal für Gemeindeversammlungen zur Verfügung. In den gemieteten Zimmern eines Wohnhauses wurden Bibelstunden, Kindergottesdienste und die Blau-Kreuz-Stunden gehalten. Hier versammelte sich der von einer Diakonisse ins Leben gerufene Frauenverein. Notdürftig war die Kinderschule untergebracht. Für den neugewählten Pastor fand sich nur in einem Nachbarbezirk eine nicht allzu freundliche Mietwohnung. All dies bedeutete für Simsa keinen Hinderungsgrund, sondern er sah sich vor Aufgaben gestellt, von denen er wußte, daß sie ihn innerlich befriedigen würden, daß er seinem Herrn und Meister wieder mit dem vollen Einsatz seiner Persönlichkeit dienen konnte. Die liebevolle, warmherzige, zu tätiger Mitarbeit willige Aufnahme seitens des Presbyteriums, die lebendige Glaubensgemeinschaft, welche ihn im Kreise gläubiger Gemeindemitglieder umfing, ließ trotz aller Anfangsnöte in Pastor Simsa nie den Gedanken aufkommen, daß er eine Fehlentscheidung getroffen habe. Er fühlte sich am rechten Ort. Seiner volksmissionarischen Gabe war weiter Spielraum gelassen. Er konnte, unterstützt und getragen von der verständnisvollen und opferbereiten Hilfe seiner Presbyter eine Gemeinde von Grund auf neu bauen. Das lag ganz in seinem Sinne.

Für das Gemeindehaus und für das Pastorat wurde ein geeigneter Bauplatz gefunden. Eifrig nahmen die Handwerker die Bauarbeiten in Angriff. Nach Jahresfrist konnten sowohl das Gemeinde- als auch das Pfarrhaus eingeweiht werden. Die Einrichtung und Ausschmückung des Gemeindehauses übernahmen die Gemeindeglieder selbst. Die jungen Mädchen stellten ihre im Laufe des Jahres gefertigten Handarbeiten für eine Verlosung zur Verfügung, von deren Ertrag die farbigen Fenster bezahlt wurden. Die Frauen der Gemeinde stifteten das Porzellan. Decken, Vorhänge und Läufer schenkten Glieder der Gemeinde. Unerwartet stand eines Tages ein Harmonium im Saal des Gemeindehauses. Weit über den Pfarrbezirk Simsas hinaus verspürte man eine gebefreudige Liebe, die sich bemühte, das neue Gemeindehaus auszustatten.

Pastor Simsa begann sogleich die Jugend zu sammeln. Er gründete einen Jungmädchenverein. Die neukonfirmierten Knaben schloß er in einem Jungmännerverein zusammen. Seine besondere Liebe galt wieder dem Verein des Blauen Kreuzes, dessen Versammlungen starken Zuspruch erhielten. Einen Abend der Woche widmete er der Ausbildung von Helfern und Helferinnen für den Kindergottesdienst. Hierdurch konnte bei der Gruppenbesprechung am Sonntag jedes Alter persönlich angesprochen werden. Der Helferkreis besuchte auch regelmäßig die Eltern der Kinder, wodurch Familien und Kirche zu einer Gemeinschaft zusammengeschlossen wurden. Ein Sonntagsblatt, der „Gemeindebote“, welches freiwillige Helfer regelmäßig austrugen, berichtete aus dem kirchlichen Leben. Es war eine Zeit reger Bautätigkeit. Viele neue Straßen entstanden. Das Sonntagsblatt überbrückte die Gegensätze zwischen den Alteingesessenen und den Neuzugezogenen. Von Sonntag zu Sonntag fand sich eine immer größere Gemeinde zu-

fammen. Daß Christus die gesamte Menschheit zu Gott heimruft, verspürte die Gemeinde bei den jährlichen Missionsfesten.

So wurde durch Gottes Gnade schon in den ersten Jahren ein guter Grund zu fester, selbständiger Arbeit im Bezirk gelegt. Da brach im August 1914 der Weltkrieg aus und lenkte vieles in andere Bahnen. Die Männer wurden nach und nach zu den Fahnen gerufen. Frauen und Mädchen mußten vielfach deren Arbeit in den Fabriken übernehmen und waren auch daheim überlastet, da Väter bei der Haus- und Gartenarbeit fehlten. Obgleich die Versammlungen in der alten Ordnung weiter gingen, ergab sich doch bald ein völlig anderes Bild der Arbeit; und je länger der Krieg dauerte und je schwerer die Wunden waren, die er schlug, desto mehr galt es, den Dienst der Gemeinde den Nöten der Zeit anzupassen. Die zahlreichen Gelegenheiten, Gottes Wort zu hören und den Trost des Evangeliums zu genießen, zogen viele Fernstehende an und wurden mancher bekümmerten Seele zum inneren Halt und zu kraftvoller Erquickung. Regelmäßige Gruß- und Blätter-Sendungen hielten die Verbindung mit den im Felde stehenden Gemeindegliedern aufrecht, und die dankbaren Briefe, die von draußen hereinkamen, gaben Zeugnis, daß dieser Freundschaftsdienst seine Früchte trug. An Festtagen, vor allem zu Weihnachten, wurden viele Hunderte von Liebesgaben-Päckchen zusammen getragen und hinaus an alle Fronten gesandt; die Freude, sie zu spenden, und zu verpacken war kaum geringer, als die draußen, sie zu empfangen. So knüpften sich zahlreiche Bande zwischen Front und Heimat und wurden zu Trägern fürsorgender Liebe.

Nicht nur die Sorge um die im Feld stehenden Gemeindeglieder aber bewegte die Pfarrersleute. Schon bald hatten sie auch den einzigen Sohn, der inzwischen zu einem eifrigen Medizin-Studenten herangewachsen war, hinausziehen lassen müssen und bangten nun

um sein kostbares Leben. Schwere Verwundungen warfen ihn mehrfach auf ein langes Krankenlager; nach seiner Genesung durfte er indessen zur großen Freude der Eltern seine Studien fortführen und nach Friedensschluß vollenden. Als Stadtarzt war er später jahrelang in Barmen tätig, bis ihn ein ehrenvoller Ruf als Chefarzt der umfangreichen Kinder-Krankenhäuser der Viktoria-Stiftung nach Kreuznach führte, deren Leitung noch heute in seinen bewährten Händen liegt.

Der traurige Ausgang des Krieges und der Ausbruch der Revolution blieben auch im Klingsholler Bezirk nicht ohne verhängnisvolle Folgen. Der Geist des Widerspruchs, der Mißgunst und der Unzufriedenheit hob auch hier sein Haupt; umso treuer mußte durch Verkündigung des Evangeliums und den Dienst der Liebe gearbeitet, Notstände gelindert, Mißtrauen beseitigt, Zweifelnde zurecht gebracht und Betrübten Trost gespendet werden. Eine rege Bautätigkeit setzte neuerdings ein. Ganze Straßenzüge wurden in kurzer Frist fertiggestellt und bezogen. So wuchs die Seelenzahl des Bezirkes schnell sehr erheblich, und der Pfarrer hätte diese Mehrarbeit nicht bewältigen können, wenn ihm nicht treue helfende und betende Glieder der Gemeinde zur Seite gestanden hätten. Wieder lohnte sich die grundsätzliche Einstellung Simsas zur Arbeit, daß nicht der Pastor allein der allüberall maßgebende sein dürfe, sondern für die einzelnen Arbeitsgebiete geeignete Mitarbeiter herangezogen und zu möglichst selbständiger Tätigkeit geschult wurden. Vor allem wurde die Blättermission umfassend ausgebaut, so daß bei größeren, gemeinsamen Veranstaltungen in aller Kürze jeder Familie des Bezirkes eine persönliche Einladung zugestellt werden konnte. Da die Mehrzahl der neu Zugezogenen kirchlich nur wenig erfaßt waren, gestaltete Simsa die Arbeit mehr und mehr volksmissionarisch aus. Evangelisationen durch einhei-

mische und auswärtige Redner wurden im kleineren Rahmen in den Bezirksräumen, bei besonderen Gelegenheiten aber in Sälen und Kirchen abgehalten und in umfassender Weise dafür geworben. Die neben den Gottesdiensten stattfindenden sonntäglichen Abendversammlungen trugen auch mehr evangelistisches Gepräge und die verschiedenen Vereinszusammenkünfte wurden ausgebaut. So wurde der „Klingelholl“ zum Mittelpunkt regen Gemeindelebens.

Im Jahre 1920 erwuchs Simsa eine neue unerwartete Arbeit. Auf der Stadtsynode hatte er ein Referat über „Innere Mission“ zu halten. Aus seiner langjährigen Erfahrung berichtete er von dieser Rettungsarbeit. In seiner Tätigkeit als Seelsorger empfand er schmerzlich, daß selbst in dem ehemals so reichen Wuppertal in diesen Nachkriegsjahren großes soziales Elend bemerkbar wurde. Viele Menschen gingen dadurch an Leib und Seele zu Grunde. Es sei eine Pflicht der Kirche, im Geiste Johann Hinrich Wicherns hier Hilfe zu schaffen. Während seiner Rede erhielt er die Gewißheit, daß auch d a s W u p p e r t a l eine Stadtmission benötige. Seine Rede hinterließ einen tiefen Eindruck. Einstimmig wurden die Mittel zur Gründung einer Wuppertaler Stadtmission bewilligt. Mit der Leitung beauftragte die Synode Pastor Simsa.

Ganz ohne eigenes Zutun und Wollen sah er sich plötzlich wieder vor eine Aufgabe gestellt, für die er, wie wenige sonst, Gaben und Erfahrungen besaß. Es wurde ihm je länger je mehr klar, daß Gott selbst ihn geführt und ihm die Wege gewiesen hatte. Und Gottes vorlaufende Gnade hatte in einem treuen Gliede der Gemarkter Gemeinde, Fräulein Lydia Frowein, auch schon die Mitarbeiterin bereit, die in besonderem Maße mit Gaben und Kräften für diesen Missionsdienst ausgerüstet war, und kaum waren die ersten Vorarbeiten geleistet, da führte der Herr Simsa auch einen jungen Theologen zu, der sich, von der Gemarkter Gemeinde berufen, mit

großem Verständnis und ganzer Hingabe in den Dienst eingliederte. Dies war umso nötiger, als die Gemeindegarbeit im Bezirk durch die neuen Pflichten nicht Schaden leiden durfte; der neue, zur persönlichen Entlastung des Pastors beigeestellte Mitarbeiter ermöglichte Simsa, einen Teil seiner Zeit dem Aufbau der Stadtmission zu widmen.

Nachdem die Stadtmission ihre Arbeit begonnen hatte, fanden sich für sie immer neue Aufgabenbereiche. Niemand hatte bisher an die vielen sonntagslosen Berufe gedacht, um diesen, die nicht in die Kirche kommen konnten, auf andere Weise das Evangelium nahezubringen. Die Stadtmission besuchte die Kasernen der Schutzpolizei. Sie erhielt die Erlaubnis, in den Kasernen Lesestoff zu verbreiten und volksmissionarische Vorträge zu halten. Diese fanden unerwarteten Anklang und führten zu ernststen Aussprachen. Die Stadtmission lud die Hundertschaften mit ihren Frauen, Kindern und Bräuten zu Unterhaltungsnachmittagen bei Kaffee und Kuchen ein. Dadurch gewannen diese Familien Vertrauen zur Stadtmission, die ihnen dann in mancher Not des Leibes und der Seele beistehen durfte. Die Stadtmissionarin und ihr Helferkreis suchten in Fühlung zu kommen mit den Marktfrauen, mit den Straßenbahnen und mit den Belegschaften der Fabriken. Sie verteilten Schriften der Stadtmission. Mit Liebesswürdigkeit und oft mit Humor überwandten sie das Mißtrauen, welches ihnen zunächst die Arbeiterschaft entgegenbrachte. In persönlichen Aussprachen taten sie den Dienst, der ihnen am meisten am Herzen lag, Seelen den Weg zum Frieden mit Gott zu weisen.

Mit warmherziger Begeisterung mußte die Stadtmissionarin ihre guten „Beziehungen“ zu den besten Kreisen des Wuppertales für die Beschaffung der zahlreichen Kuchen und „Teilchen“ fruchtbar zu machen, die man je länger je mehr für diese beliebten Kaffee-

fest brauchte. Immer wieder erschlossen sich ihr neue Quellen, und die Gebefreudigkeit wuchs, je größer die Anforderungen und die Verschiedenartigkeit der Veranstaltungen wurde.

Nun galt es aber auch, für die äußere Ausgestaltung dieser Feste und Abende zu sorgen. Der Kreis derjenigen, die in die Fürsorge der Stadtmission einbezogen wurden, erweiterte sich ständig. Wieviel Menschen gab es, die keine Zeit hatten, Berührung mit der Kirche zu suchen. Es war eine Zeit, in der die Sonntagruhe noch nicht überall durchgeführt war. Die Kellner, die weiblichen Hilfskräfte in den Hotels, die Küchen- und Stubenmädchen kannten noch keinen freien Sonntag. Ihnen Liebe zu erweisen, ihnen die frohe Botschaft vom Heiland der Welt nahezubringen, war eines der Ziele, die sich die Stadtmission gesetzt hatte. Manches Vorurteil galt es zu überwinden, manche höhnische Abweisung in Geduld und Sanftmut in Kauf zu nehmen. Die Blättermission stellte die Verbindung her, die oft zu seelsorgerlichen Gesprächen führte. Viele bedrückte und verzagte Menschen durften von äußeren und inneren Nöten frei werden. Mißverstehen und Böswilligkeit, eigene und fremde Schuld brachten viel Unheil in die Familien. Ihnen sagte die Stadtmission den Kampf an. Mit Gott's Hilfe durfte sie tröstende und wegweisende Worte finden. Sie diente dem Nächsten durch die helfende Tat.

Artisten-Mission

Eines Tages kehrte die Stadtmissionarin und Pastor Simsa von einer Versammlung heim und trafen auf dem Wege Arbeiter damit beschäftigt, ein buntes Riesenplakat an einer Bretterwand zu befestigen, auf dem in grellen Farben zum Besuche des „Zirkus Krone“ eingeladen wurde. „Tausend Personen“ und so und so viele Pferde und andere Tiere aller Art wurden als Mitwirkende angepriesen. Fr. F. blieb vor diesem Plakat stehen und fragte P. Simsa: „Und wer sorgt für die Seelen dieser tausend Menschen?“ „Wir“, war dessen prompter Antwort, und bereits auf dem weiteren Heimwege wurde in großen Zügen ein Programm für die „A r t i s t e n - M i s s i o n“ entwickelt, die dann im weiteren Verlaufe eine ungeahnte Bedeutung gewinnen sollte. — Wie aber kommt man an diese Leute heran? „Künstlern muß man mit Kunst dienen, und eine gute Tasse Kaffee werden sie auch nicht verschmähen!“ So argumentierte man. Ein Besuch bei der Leitung des Zirkus traf auf sehr freundliches Entgegenkommen. So entschloß man sich, die zu einer verabredeten Zeit abkömmlichen Artisten und Angestellten des Zirkus zu einer „Kaffeetafel“ einzuladen — und siehe da, man erhielt über hundert dankbare Zusagen!

Der große Saal des Vereinshauses wurde festlich hergerichtet, die Kuchenfreunde wurden in Bewegung gesetzt und Berge von leckerem Gebäck verhießen frohe Genüsse. Musikbegabte Freunde, so vor allem der Verlagsbuchhändler Julius Biermann, ein Meister des Cello und am Klavier, seine stimmbegabte Frau und andere erste Kräfte stellten freudig ihre Kunst in den Dienst dieser Sache, und der um seiner klaren Evangeliumsverkündigung, wie um seines

goldenen Humors willen hochgeschätzte P. D. Niemöller erklärte sich bereit, die Hörer durch seine Gaben zu erfreuen. Und dann stellten sie sich ein. Da war vor allem die hochbetagte Mutter des Zirkusdirektors selbst; in allen fünf Erdteilen war sie bekannt, erfreute sich der Hochschätzung zahlreicher erotischer und anderer Fürstlichkeiten, hatte Abenteuer aller Art erlebt und Freud und Leid eines langen Lebens erfahren, als sie aber am Schluß dieser ersten „Kaffee-Einladung“ ihren Dank aussprach, bekannte sie: „Ehrungen mancherlei Art seien in den 75 Jahren ihres Lebens ihr in allen Zonen der Erde zuteil geworden, s o e t w a s aber habe sie noch nie erlebt!“ Und in tiefer Rührung verabschiedete sie sich. — Da kamen die Künstler, die am Abend ein dankbares Publikum mit ihren Darbietungen erfreuten: Der „lange August und sein Partner, der kleine Philipp“, der auf den Stuhl steigen mußte, um seinen Dankesgefühlen durch eine fulminante Rede Ausdruck zu verleihen; der „Schlangenmensch“ und die „Marmorstatuen“, eine Mutter mit ihren zwei Töchtern, die eine besonders beliebte Nummer des Programms bildeten, der „Herrentreiter“, der mit seinen kostbaren Pferden die hohe Schule ritt, der „Clown“, der als Spasmacher die Mengen zu Lachsalven hinriß, nun aber mit Frau und Kind im tadellosen Gesellschaftsanzug einen höchst bürgerlichen Eindruck machte. Sie kamen, diese Artisten und waren zunächst stumm vor Staunen, als sie die festliche Tafel mit ihren Herrlichkeiten muster-ten, als sie die warmherzige Begrüßung P. Simsas anhörten, der ihnen seine und seiner Freunde herzliche Freude aussprach, sie in so großer Zahl begrüßen zu dürfen. Andächtig lauschten sie den Kunstgenüssen, die ihnen die musikalischen Freunde darboten, mit der gleichen Begeisterung halfen sie, die Kuchenberge abtragen, als aber P. Niemöller in seiner humorvollen Weise von seinen Reisen und Erlebnissen erzählte und die Gesellschaft in die heiterste Stim-

mung versetzte, da konnte sich der „Conferencier“ des Zirkus nicht genug wundern, daß ein „Pastor“ so etwas Köstliches könne! „Sie sind ja der geborene Ansager, Herr Pastor!“ rief er begeistert aus — wohl das größte Lob aus seinem Munde! Eine schlichte evangelistische Ansprache schloß die fröhliche Feier, und in dankbarster Stimmung schieden die Gäste, um zu ihrer Arbeit zurückzukehren.

„Artisten!“ Der gut „bürgerliche Mensch“ ist geneigt, dieser Klasse von Mitbürgern ein wenig kritisch gegenüberzustehen. Gewiß gibt es auch leichtsinnige und minderwertige Persönlichkeiten darunter, wo aber gibt es diese nicht? Als diese erste Fühlungnahme im Laufe der Zeit Gelegenheit bot, mit Artisten aus aller Welt nähere freundschaftliche Beziehungen zu knüpfen, da erkannte man mit freudiger Verwunderung was für feine, gut bürgerliche, ja hie und da fast spießbürgerliche Menschen sich hinter der bunten Fassade der Arena verbergen. Und Freud und Leid, Schuld und Sünde, Sehnsucht nach Frieden des Herzens, menschliches Unvermögen und göttliches Erbarmen fanden sich unter ihnen in nicht minder verschiedenartiger Gestalt, als in anderen Kreisen der menschlichen Gesellschaft. Jene Mutter z. B., die mit ihren beiden Töchtern Abend für Abend die vollendet schönen Körper im leichten Trikot den Blicken der Menge als „Statuen“ preisgibt, entpuppte sich als eine warmherzige, liebevolle Mutter und Frau, die ihre Töchter in treuester Fürsorge vor den Gefahren ihres Berufes zu bewahren mußte und mit ihnen ein vorbildliches Familienleben führte. — Jener Tierkünstler, der mit seinem dressierten Schwein, seinem Hund, einigen anderen abgerichteten Tieren und seiner Klarinette durch alle Erdteile zog und großen Ruhm erntete, offenbarte sich als ein feingebildeter, stiller und in seiner Art frommer Mann, dessen schönste Erholung einige Ferienwochen in seinem netten Eigenheim in Ber-

lin-Brunerwald war, in dem er dann später einen ruhigen Feierabend verlebte und die Beziehungen zu Simsa jahrelang aufrecht erhielt!

Diese „Artisten-Mission“, die sich bald auf das Variete und später auch auf das Theater und sonstige schönen Künste ausdehnte, erfreute sich in Kürze größter Beliebtheit und Anerkennung. — In einem dieser Künstlerkaffees meldete sich ein Trapezkünstler zum Wort und erzählte, er sei vor Monaten in Melbourne in Australien an Bord gegangen, um ein Engagement in Deutschland anzunehmen; da habe ein Kollege ihm noch im letzten Augenblick zugerufen: „Wenn du nach Barmen kommst, dann vergiß nicht, zu einem dieser frommen Kaffees des Pfarrer Simsa zu gehen, so etwas hast du dein Lebtag noch nicht erlebt!“ Und nun freue er sich der Güte und Freundlichkeit, mit der man ihrer gedenke.

Auch in dieser Arbeit durfte man erschütternde Einblicke in Menschenschicksale tun. Der Pfarrfrau wurde eines Tages eine bekannte Varietesängerin gemeldet, die am Tage vorher an einem „Kaffee“ teilgenommen hatte. Welch glänzendes Elend offenbarte sich da dem mitfühlenden Herzen der Pfarrfrau, und wie dankbar wurde der tröstende Zuspruch aufgenommen, der dieser nach Frieden dürstenden Seele dargeboten werden konnte. — Es ließen sich Seiten füllen mit den Erlebnissen aus dieser schönen Arbeit, in der mancher nach Wahrheit suchenden Seele der Weg zum Herzen Gottes gezeigt werden durfte.

Aufblühende Stadtmissionsarbeit

Längst hatte auch ein Stadtmissionar in den Dienst gestellt werden müssen. Er kam eines Tages auf den Gedanken, sich mit einem Bücherwagen auf den Marktplatz aufzustellen und gute Bücher und Schriften zum Verkauf anzubieten. Und siehe da, er fand guten Absatz und hatte daneben oft Gelegenheit, mit zweifelnden, nach Frieden ringenden Menschen ein ernstes Gespräch zu führen. Wieder war eine Tür geöffnet, die zu solchen führte, denen der Weg zur Kirche noch verschlossen war.

Nicht lange nach Ausbruch der Revolution fragte Simsa bei einem Zusammentreffen mit dem Polizeipräsidenten, „was jetzt auf der Straße erlaubt sei?“ „Alles!“, war die Antwort, und P. Simsa zog den Schluß: „Wenn alles erlaubt ist, dann erst recht die Verkündigung des Evangeliums!“ Und sofort ging er ans Werk. In den beiden Städten wurden auf den großen Plätzen, auf Höfen und zwischen Hinterhäusern Versammlungen abgehalten, bei denen die verschiedensten Redner zu Worte kamen, in besonders volkstümlicher Weise Gottes Wort verkündigt und unter Posaunenbegleitung geistliche Lieder gesungen wurden. Auch oben am Berge, in der Nähe des als Ausflugspunkt beliebten Tölleturms, wurden an Sonntag Nachmittagen Waldgottesdienste abgehalten, die zahlreiche Spaziergänger anlockten und manchem wohl auch zum Segen gereichten.

In den sog. asozialen Siedlungen, in denen die äußeren und inneren Nöte erschreckende Formen angenommen hatten, fand die Stadtmission ein schwieriges, aber besonders dankbares Feld der Tätigkeit. Viel Spott und Hohn, ja Gefahren an Leib und Leben

waren da zu überwinden; feindliche Mächte, denen entgegenzutreten Mut und Ausdauer erforderten, wehrten sich mit aller Macht, dem Geiste Gottes Raum zu geben, und die Siedler, die der Einladung folgten, hatten einen schweren Stand. Trotzdem faßte die Arbeit Fuß. Viel leibliches Elend konnte gelindert werden, aber auch manche verzweifelte Seele fand den Weg zum Frieden. Getreu der Parole des Herolds der Inneren Mission, Johann Hinrich Wichern: „Die Innere Mission hat es mit den realsten Dingen zu tun; nicht bloß mit der realsten Not, sondern auch mit der realsten Hilfe; denn sie kennt keine andere Hilfe als Jesus Christus!“ stand auch bei dieser Arbeit das Zeugnis Jesus Christus als dem Heiland der Welt im Mittelpunkt aller Veranstaltungen.

Diese mit der Zeit so umfangreich gewordene Stadtmission konnte natürlich nicht von den wenigen Berufsarbeitern allein bewältigt werden. Es hatten sich aber mit Gottes Hilfe viele freiwillige Helfer und Helferinnen unter den Pastoren der Stadt und unter den Gemeindegliedern bereitgefunden, mit Wort und Tat zu dienen und vor allem in treuer Gebetsgemeinschaft das Werk Gott dem Herrn ans Herz zu legen, so daß es sich ausdehnen und seinen Zweck erfüllen konnte.

Trotzdem nahm diese Arbeit Simsa stark in Anspruch. Sie lag so ganz in seinem Sinn und bot ihm Gelegenheit, seine volksmisionarischen Gaben zur Geltung zu bringen. Freilich durfte dadurch die Arbeit im Bezirk nicht vernachlässigt werden; das war umso nötiger, als sie durch die Stadtmission in vielfacher Beziehung eine Bereicherung erfuhr. Dies Doppelamt aber zehrte an Simsas Kraft; mancherlei Anzeichen mahnten zur Vorsicht und zwangen zur Ausspannung. Eine Kur im Riesengebirge, von der sich der Arzt Gutes versprach, hielt er freilich nicht aus, sondern übernahm bereits nach 14 Tagen eine Predigtreise durch Böhmen, wo die

Aufblühende Stadtmissionsarbeit

„Los-von-Rom-Bewegung“ die Gemüter stark bewegte und böhmische Freunde seine Hilfe dringend erbeten hatten. Dieser Dienst verlief zwar sehr gesegnet, hatte aber einen körperlichen Zusammenbruch zur Folge, der Simsa zwang, in die Heimat zurückzukehren.

In der Leidenschaft

In dieser Zeit der Ermattung erging ein Ruf an Simsa, der unter den vorliegenden Umständen manches Verlockende für ihn hatte. — Die Leitung einer Mission, die ihr weitverzweigtes Arbeitsfeld in Südost-Europa hatte und zu diesem Zwecke junge Männer und Mädchen aus diesen Ländern zu Predigern und Schwestern ausbildete, berief Simsa als Leiter ihres Predigerseminars. Seine Kenntnis verschiedener osteuropäischer Sprachen, das Uebermaß an Arbeit in Wuppertal und seine geschwächte Gesundheit ließen das Angebot willkommen erscheinen; trotzdem wollte er selbst die Entscheidung nicht treffen und legte die Angelegenheit vertrauensvoll seinem Presbyterium zur Begutachtung vor. In selbstloser, entgegenkommender Weise gab man Simsa den Rat, einen dreimonatigen Urlaub zu nehmen und sich die neue Arbeit selbst anzusehen. Im Bezirk sollte ihn ein Hilfsprediger vertreten. Auf diesen so freundlichen Vorschlag ging er gerne ein, auch die Leitung in Böhmen war damit einverstanden, und so sagte Simsa für Anfang des Jahres 1924 sein Kommen zu. Gott der Herr aber hatte es anders beschlossen und gab eine unzweideutige Antwort. — Alle Vorbereitungen zur Reise waren getroffen, die Anweisungen für die Fortführung des Werkes gegeben, da warf ihn am Morgen des Abreisetages eine schwere Erkrankung auf ein monatelanges Krankenlager. Simsa erblickte in dieser Fügung den Willen Gottes und zog sein Angebot zurück.

Nun war er aber „frei“ für die Zeit der Stille, in die ihn der Herr hineinführte. Zunächst freilich war es ein hartes Ringen mit den Geistern der Krankheit. Infolge mehrerer nicht genügend beach-

teter Anginen trat eine schwere Sepsis des ganzen Körpers ein, die ihn hart an den Rand des Grabes führte. Über ein halbes Jahr mußte er in dieser Geduldschule ausharren, in der er aber lernte, stille zu werden und sich von seinem Meister reichen Segen für sein inneres Erleben schenken zu lassen. In großer Dankbarkeit schaute er auf diese Zeiten der Schmerzen und Stille zurück!

Als er nach so langer Unterbrechung seine Arbeit im Bezirk wieder aufnehmen wollte, stellte sich heraus, daß die Krankheit ein schweres Herzleiden zur Folge gehabt hatte, das ihn je länger je mehr hinderte, die weiten beschwerlichen Wege, das Bergsteigen und das Erklettern der hohen Treppen zu bewerkstelligen. Das kranke Herz versagte.

Es waren sehr schmerzliche und harte Überlegungen, die nun zu Ende gedacht werden mußten. Der Herr selbst gebot seinem treuen Knecht Feierabend und es hieß, gehorsam den Weg in den Ruhestand zu gehen, der klar vorgezeichnet schien. Im Herbst 1924 entschloß sich Simsa sein Besuch um Versetzung in den Ruhestand einzureichen, das, so wie die Dinge lagen, mit lebhaftem Bedauern, aber bereitwillig genehmigt wurde. Wieder galt es, eine Stätte reichsten Erlebens und treuester Wirksamkeit zu verlassen, nun aber scheinbar nicht, um eine neue Arbeit zu übernehmen, sondern um zunächst die verbrauchten Kräfte zu erneuern und dann die wohlverdiente Ruhe zu genießen. Allein Gott der Herr hatte es anders im Sinne mit seinem arbeitsfreudigen Diener. Er öffnete ihm die Türen zu einer neuen, wenn auch bescheidenen, für die zur Verfügung stehenden Kräfte aber gerade genügenden Aufgabe.

Zunächst aber galt es Abschied zu nehmen; Abschied vom Presbyterium, das seinem Pastor in allen Lagen verständnisvoll und hilfsbereit zur Seite gestanden hatte; Abschied von all den treuen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, die Freude und Leid des Wer-

Ein Baumeister am Tempel Gottes

tes geteilt hatten; Abschied von der Gemeinde, die ihrem Pastor in Treue zugetan war. Es war ein Abschied unter vielen Tränen, der aber das Band der Verbundenheit nur fester knüpfte.

Mancherlei Dienst im Ruhestande

Aus einem arbeits- und erfolgreichen Pflichtenkreise scheiden zu müssen, ist nicht leicht. Wenn der Meister auch klar und unmißverständlich sein: Halt ein! gesprochen hat und die geschwächten Kräfte dem besten Willen nicht mehr Folge leisten wollen, so lösen sich Herz und Hände nur schwer von dem Werk, das ihnen anvertraut war. Auch für Simsa und seine Gattin kamen notvolle Stunden, ehe sie sich zu der freudigen Gewißheit durchringen konnten, daß der Weg in den Ruhestand nun der ihnen von Gott gewiesene sei. Und siehe da — als sie stille geworden und sich unter den Willen ihres Herrn und Meisters gebeugt hatten, schenkte er ihnen in seiner Freundlichkeit die Aussicht auf eine neue Wirksamkeit, die dem Scheiden aus dem geliebten Amte alle Bitterkeit nahm.

Die kleine französisch-reformierte Gemeinde in Frankfurt a. M. wandte sich mit der Bitte an Simsa, nach Frankfurt zu kommen und das verwaiste Amt des Predigers und Seelsorgers der Gemeinde zu übernehmen. Dankerfüllten Herzens folgte er diesem Rufe, der ihm gestattete, auch weiterhin nach Maßgabe der ihm verbliebenen Kraft im Weinberge seines Herrn arbeiten zu dürfen. Nun waren auch die Sorgen überflüssig, wo angesichts der Wohnungsnot eine passende Bleibe zu finden; „Im Truß“ erwartete sie ein freundliches Heim und die franz.-reformierte Gemeinde bereitzte ihnen einen so herzlichen, warmen Empfang, daß der Abschied aus Barmen nicht so schmerzlich empfunden wurde. Im Herbst 1927 verließ er seine geliebte Barmener Gemeinde, um sein neues Amt in Frankfurt anzutreten.

Fast vier Jahre gesegneten Wirkens waren ihm dort vergönnt. Ein langes Interim hatte das gottesdienstliche Leben in der Gemeinde ungünstig beeinflusst. Es galt mancherlei Einrichtungen neu zu beleben, Bibelstunden wieder einzurichten, die nur spärlich vorhandene Jugend zur Mitarbeit heranzuziehen und die Bande der Gemeinschaft neu und fester zu knüpfen. Dann aber gebot das kranke Herz gebieterisch völlige Ruhe.

Im Frühjahr 1931 fand sich in Bad Nauheim eine geeignete Wohnung, die dem müden Arbeiter ein freundliches Heim und Gelegenheit bot, zunächst ganz der Gesundheit zu leben. Die Ruhe und die stärkenden Bäder taten ihre Wirkung; schon nach wenigen Monaten konnte Simsa wieder mit Bibelstunden in den verschiedenen christlichen Hospizen und im Winter sogar auswärts in einigen Orten mit mehrtägigen Bibelkursen dienen. Sein Gesundheitszustand kräftigte sich so, daß er im Frühjahr 1932 einer Bitte nachzukommen sich entschloß, die ihn für Jahre wieder in eine verantwortungsvolle und segensreiche Arbeit führte.

Fräulein Jeanne Wasserzug, die Leiterin der „Frauenmissionsschule Bibelhaus Malche“ bei Bad Freienwalde (Ober) hielt einen 14 tägigen Bibelkursus in Bad Nauheim und nahm mit Freuden die Gelegenheit wahr, die freundschaftlichen Bande, die sie mit Simsa und seiner Frau verbanden, fester zu knüpfen. Sie klagte gelegentlich Simsa ihr Leid: der theol. Lehrer der „Malche“ sei erkrankt und werde sein Amt voraussichtlich kaum wieder antreten können; sie seien im Bibelhause in größter Verlegenheit um einen geeigneten Ersatz. Während der Unterredung legte ihr der Herr die Frage in den Mund, ob Simsa wohl in der Lage und geneigt wäre, zunächst wenigstens aushilfsweise diesen Dienst zu übernehmen? Da in dem geschlossenen Anstaltsbetrieb keine allzugroßen körperlichen Anstrengungen mit dieser Arbeit verbunden waren und neben einem

behaglichen Heim volle Beköstigung zur Verfügung stand, so entschloß sich Simsa, diesem Rufe zu folgen und siedelte mit seiner Frau in das stille, am Waldestrand gelegene Bibelhaus Malche über. Seine Aufgabe bestand darin, in den verschiedenen Lehrkursen den biblischen und Kirchengeschichts-Unterricht zu erteilen, die Wochenandachten und die sonntäglichen Versammlungen, zu denen sich von nah und fern Gäste eingefunden, zu halten, die Einsegnungen der Schwestern vorzunehmen und gelegentlich Bibelkurse für ältere Schwestern zu veranstalten. Der seelvorgerliche Dienst, der mit dieser Aufgabe verbunden war, die Arbeit selbst und vor allem das Zusammenleben mit der liebenswerten, gleichgesinnten Anstaltsgemeinde bereitete ihm große Freude und innerste Befriedigung. Besonders erquicklich gestaltete sich der Verkehr mit den jugendlichen Kursistinnen, die mit großem Eifer und aufrichtigem Verlangen ihren Studien oblagen und viel frohes Leben in den Anstaltsbetrieb brachten. Die landschaftliche Schönheit der Umgebung bot köstliche Spaziergänge, die zur körperlichen Kräftigung beitrugen, vor allem aber machte der im Geiste innigster Herzens- und Glaubensgemeinschaft gepflegte Austausch mit den Leiterinnen Arbeit und Leben reich und füllte es voll aus.

So waren es fast fünf gesegnete Jahre treuen und erfolgreichen Schaffens im Bannkreise des Bibelhauses — ein im tiefsten befriedigender Abschluß eines Lebenswerkes, das mit voller Hingabe der Ehre Gottes und dem Bau seines Reiches gedient hatte.

Im Herbst 1936 zogen sich Simsa und seine Frau in die Stille des lieblichen Waldortes Buchschlag bei Frankfurt (Main) zurück und fanden dort einen Kreis gleichgesinnter Freunde, in dem sie sich bald heimisch fühlten.

Noch einmal aber mußte der Wanderstab ergriffen werden. Ein Unfall seiner Frau zwang Simsa nach einem Heime mit voller

Berforgung Ausschau zu halten. Und siehe da — der Herr hatte in seiner Fürsorge und in Bestätigung seines Wortes: „Ehe denn sie rufen, will ich antworten; wenn sie noch reden, will ich hören“, eine neue Stätte für sie bereit! (Jes. 65, 24) Im Missionshaus der Mohammedaner Mission in Wiesbaden waren durch den Heimgang einer Bewohnerin zwei Räume frei geworden, und die Kunde davon erreichte Simsa gerade zu der Zeit, als die Not an ihn herantrat. Eine Anfrage brachte die kurze, erfreuliche Antwort: „Herzlich willkommen!“ So war diese Sorge behoben, und Anfang des Jahres 1939 siedelte Simsa mit seiner Frau nach Wiesbaden über. Dies war ihnen besonders auch aus dem Grunde willkommen, weil sie dort Bad Kreuznach und somit ihrem Sohn und dessen Familie ein wesentlich Stück näher gerückt waren.

Die Hausgemeinschaft im Missionshause bereitete ihnen einen überaus freundlichen Empfang, und die innige Verbundenheit mit den Hausgenossen ließ sie mehr und mehr mit der vielgestaltigen Reichgottesarbeit in Stadt und Land und weit darüber hinaus bis hin zu dem fernen Ägypten zusammenwachsen, die hier ihren Mittelpunkt hatte. Zu seiner Freude durfte Simsa auch hier bei Hausversammlungen und ähnlichen Veranstaltungen mit dem Worte dienen. In der weiteren Öffentlichkeit hat er nicht mehr gewirkt; nur im Blau-Kreuz-Berein, seiner alten Liebe, half er gelegentlich mit einer biblischen Ansprache aus.

Der Ewigkeit entgegen

So hatte ihm sein Meister nach einem arbeitsreichen, bewegten Leben einen stillen, harmonischen Lebensabend beschert. Dann kam der Krieg. Er griff auch mit harter Hand in den Frieden dieses stillen Heimes ein; zunächst der geliebte Enkel, dann auch der Sohn wurden in den Dienst an Land und Volk gerufen. Auch die Arbeit der Mission wurde schwer durch die Kriegsereignisse getroffen. Die in Ägypten stationierten Missionsgeschwister mußten in die Heimat zurückkehren, die männlichen fanden im Heeresdienst Verwendung, die weiblichen im Heimdienste. Diesen Abbruch der Arbeit erlebten Simsa und seine Gattin in schmerzlicher Anteilnahme mit. War treue Fürbitte für den Kreis der Angehörigen und Freunde, sowie für die ganze weite Arbeit im Reiche Gottes in aller Welt schon immer ein Herzensanliegen der Beiden, so bot ihnen die Ruhe des Altenteiles nun umsomehr Gelegenheit, alle diese Anliegen vor Gottes Angesicht zu bringen. Das „Blockenstüble“ war klein und bescheiden geworden, das „Gebetsglöcklein“ aber wurde darin fleißig und im Segen gezogen.

Eine Sorge war es, die Simsa öfters Not machte; der Gedanke nämlich, wer ihn bei etwa eintretender Krankheit pflegen werde, da die Gattin dazu außerstande war und nach Kriegsausbruch die Aufnahme in ein Krankenhaus unsicher schien. Dieser Sorge überhob ihn sein treuer Herr, indem er ihn am 31. Juli 1940 schnell und unerwartet heimrief!

Seine tägliche Bitte war gewesen: „Mein Gott, ich bitt' durch Christi Blut, mach's nur mit meinem Ende gut!“ Und wie wunderbar hat Gott dieses Gebet erhört. Von einem Besorgungsgange

heimkehrend brach er nicht weit von seiner Wohnung in Folge einer Herzschwäche zusammen. Ein vorübergehender Herr fing ihn auf, erkannte ihn und ließ ihn nicht in ein Krankenhaus, sondern in sein Heim bringen. Hier durfte er eine Stunde später ohne Kampf und Schmerzen im Arme seiner getreuen Gattin heimgehen zu seinem Herrn und Heiland, den er geliebt und dem er in Treue gedient hatte sein Leben lang; nun hatte er ihn erlöst von allem Übel und allem Leid dieser Welt und ihm ausgeholfen zu seinem himmlischen Reich.

*

Seine tiefgebeugte Gattin blieb einsam zurück, umsorgt und geliebt freilich von der gesamten Hausgemeinschaft des Missionshauses und einem großen Freundeskreise. Und sie vergalt diese Liebe reichlich, war ihr Zimmer doch wie ein stiller Friedenshofen, in dem viel Not und Sorge, Kummer und Herzleid in das trostbereite, mitfühlende Frauenherz abgeladen werden durfte. Wie die nimmermüden Hände nicht erlahmten, auszubessern und zu stopfen, was lech und zerrissen ihnen zugetragen wurde, so falteten sie sich in treuer Fürbitte für alle die Vielen, deren sie in Liebe gedachte.

Und dann kam jene unheimliche Nacht, in der die feindlichen Bomber auch das friedliche Missionshaus teilweise zerstörten. Ihres Leidens wegen konnte sie den Luftschuttkeller nicht auffuchen, so blieb sie getrost und in der gewissen Zuversicht, daß ihr ohne den Willen Gottes nichts zustossen könne, in ihrem Bett allein. Da schlug eine Bombe ein, die Wände erzitterten, stürzten teilweise ein und bedeckten das Bett mit Splittern und Steinbrocken. Still und ergeben erwartete sie, was der Herr über sie beschlossen hatte; sie blieb verschont, mußte aber am folgenden Tage das Haus unter Zurücklassung ihres Eigentums verlassen, da Einsturzgefahr drohte. Und Gott hatte wieder eine freundliche Zufluchtsstätte für sie bereit.

Sie fand Aufnahme in dem trefflich eingerichteten und geleiteten von Butler-Fransecky-Damenstift in Erbach am Rhein, in dem sie liebevoll betreut bis zu ihrem Heimgang im Februar 1947 einen stillen Friedenshafen fand.

Körperlich zwar schwer leidend wurde sie auch hier Vielen, die Trost bei ihr suchten, eine treue Hilfe; ihre Fürbitte und ihre köstlichen Briefe, mit denen sie trotz leiblicher Schwäche Verwandte und Freunde erfreute und erquickte, legten Zeugnis ab von der innigen Verbundenheit mit ihrem Heiland; sie war in der Tat, wie Pfarrer von Bernus an ihrem Grabe es bezeugte, eine „Lob-sängerin Gottes“, die Freud und Leid aus seiner Vaterhand nahm und für beides lobte und dankte.

Über ihre letzten Tage berichtete ein sehr freundlicher Brief der Frau Oberin des Stiftes, Schwester Käthe von Bach, aus dem das Folgende wiedergegeben sei:

„... etwa die letzten zwei Wochen litt Ihre Schwester an besonders heftiger Atemnot und war vor allem abends oft sehr davon gequält. Mittel und Einspritzungen brachten kaum Erleichterung, sie mußte sich aber so getragen und geborgen in des Heilands Armen, daß ihr ganzes Gesicht, trotz aller körperlicher Not immer leuchtete. Ihr Stübchen war geheiligt durch die Gegenwart Gottes, man atmete Ewigkeitsluft darin. Sie wollte die letzten Tage mit ihrem Heiland möglichst allein sein, freute sich aber doch, wenn jemand bei ihr saß. So blieb ich auch die letzte Nacht, von Sonnabend vor Invocavit bei ihr; man spürte, daß sie sich auf den Weg ins Himmelreich aufmachte. Es waren heilige, mir unvergeßliche Stunden. Die Atemnot war sehr groß und stieg ins Unermeßliche, aber der Herr war noch größer und nahm sein Kind in Seine Arme. Da hatte alle Not ein Ende. — Ein reiches Leben für den Herrn war abgeschlossen. Wie gönne ich ihr das Schauen Jesu, auf den

Ein Baumeister am Tempel Gottes

sie mit ganzer Seele wartete. Wie dankbar bin ich unserem himmlischen Vater, daß er uns solch eine Gegensträgerin für drei Jahre geschenkt hatte, und wir sie in unserem Hause haben durften. . . Wir vermissen sie schmerzlich, diese Beterin und Priesterin unseres Hauses; sie aber gehört jetzt auch zu der Wolke von Zeugen, die uns umgeben, und wir wissen sie wohl geborgen und selig bei ihrem Heiland. . .“

*

So sind die beiden treuen Weggenossen nun wieder vereint droben im Licht; sie schauen, was sie geglaubt haben und freuen sich der seligen Gemeinschaft mit ihrem erhöhten Herrn, dem ihre Liebe und ihr Leben und ihre Arbeit galt!

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Eine Reihe christlicher Lebensbilder

Die durchweg ausgezeichnet abgefaßten Schriften eignen sich in ganz hervorragendem Maße zur Verwendung im Religionsunterricht, für Konfirmanden- und Jugendstunden, für Männer- und Frauenabende, für die Zurüstung der Helfer und Helferinnen im Gemeindedienst sowie als feine Geburtstags- oder Weihnachtsgabe an verdiente Gemeindeglieder und an unsere Jugend.

„Evang. Kirchenbote für die Pfalz“

In jedem Band betrachtet man nicht nur den Ablauf eines bedeutenden Lebens, man sieht auch staunend Gottes Wunderwege im Leben der Männer und Frauen, man erkennt die ernsten Führungen und die ausgestreckten Segenshände des Meisters, dessen Eigentum das Leben des einzelnen geworden war.

„Männliche Diakonie“

Das ist ein außerordentlich glückliches Unternehmen, die Lebensbilder dieser Zeugen Gottes in so volkstümlicher und plastischer Art darzustellen. Die literarische Verwertung der besten Quellen ist dabei besonders hervorzuheben. Ein wirklicher Dienst zur kirchengeschichtlichen Blickerweiterung und Glaubensstärkung.

Sup. Lic. Th. Brandt

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Band

- 1 E. Senf: Friedrich von Bodelschwingh. Der Vater des Bethel-Werkes.
- 2 W. Busch: Pastor Wilhelm Busch. Ein fröhlicher Christ.
- 3 A. Münch: Johann Christoph Blumhardt.
- 4 F. Seebaß: Carl Hilty. Jurist, Historiker und Christ.
- 5 E. Bunke: Samuel Keller. Gottes Werk und Werkzeug.
- 6 M. Wurmb von Zink: Was ich mit Jesus erlebte.
- 7/8 F. Seebaß: Matthias Claudius. Der Wandsbecker Bote.
- 9/10 F. Seebaß: Mathilda Wrede. Die Freundin der Gefangenen und Armen.
- 11 M. Spörlin: Heinrich Jung-Stilling. Wanderer an Gottes Hand.
- 12/13 F. Seebaß: Paul Gerhardt. Der Sänger der evang. Christenheit.
- 14 F. Seebaß: Johann Sebastian Bach. Der Thomaskantor.
- 15 A. Roth: Eva von Tiele-Winckler. Die Mutter der Vereinsamen.
- 16/17 A. Pagel: Otto Funcke. Ein echter Mensch — ein ganzer Christ.
- 18/19 C. H. Kurz: Toyohiko Kagawa. Der Samurai Jesu Christi.
- 20 E. Bunke: Curt von Knobelsdorff. Der Herold des Blauen Kreuzes.
- 21 H. Petri: Henriette von Seckendorff. Eine Mutter der Kranken und Schwermütigen.
- 22/23 A. Pagel: Jakob Gerhard Engels. Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu.
- 24 J. Weber: Elias Schrenk. Der Bahnbrecher der Evangelisation in Deutschland.
- 25/26 A. Jung-Hauser: Markus Hauser. Ein Hoffnungsleben.
- 27/28 F. Seebaß: Ludwig Richter. Künstler und Christ.
- 29/30 A. Pagel: Ludwig Hofacker. Gottes Kraft in einem Schwachen.
- 31/32 A. Pagel: Gräfin Waldersee. Tante Hanna, Mutter Fischbach. Drei Frauen im Dienste Jesu.
- 33/34 C. H. Kurz: Johann Friedrich Oberlin. Der Patriarch des Steintals.
- 35/36 C. H. Kurz: Franziskus von Assisi. Der Herold des großen Königs.

Band

- 37 E. Bunke: C. H. Spurgeon. Prediger von Gottes Gnade.
- 38 W. Michaelis: Nachlese von jahrzehntelangem Dienst auf dem Acker des Evangeliums.
- 39 O. Eberhard: Johann Heinrich Pestalozzi. Mensch, Christ, Bürger, Erzieher.
- 40 F. Rudersdorf: J. Hudson Taylor. Sein Werk und seine Missionsmethoden.
- 41/42 E. Bunke: Carl Heinrich Rappard. Ein Zeuge Jesu Christi.
- 43/44 A. Hauge: Hans Nielsen Hauge. Der Apostel Norwegens.
- 45 G. Geiß: Johann Albrecht Bengel. Gottesgelehrter und Ewigkeitsmensch.
- 46/47 A. Katterfeld — W. Ilgenstein: Friedrich Braun. Ein Baumeister Gottes im Schwabenland.
- 48 G. Geiß: Dwight L. Moody. Vom Kaufmann zum Evangelisten.
- 49/50 F. Seebaß: Friedrich Christoph Oetlinger. Denker und Seelsorger.
- 51/52 F. Seebaß: Karl Büchsel. Aus den Erinnerungen eines Landgeistlichen.
- 53/54 J. Weber: Peter Weber. Was eine kleine Kraft vermag.
- 55/56 H. Bruns: Minna Popken. Eine Ärztin unter Christus.
- 57/58 H. Bruns: Ernst Modersohn. Ein auserwähltes Werkzeug Gottes.
- 59/60 A. Pagel: Alfred Christlieb. Beter und Schriftforscher.
- 61 W. Dicke: Anna von Borries. Die Helferin der Körperbehinderten.
- 62/63 A. Pagel: Der alte Rahlenbeck, Ohm Michel, Vater Wirths. Wie Gott Originale formt.
- 64/65 E. Thomson: Traugott Hahn. Ein Märtyrer der baltischen Kirche.
- 66/67 J. Roeßle: Johannes Wesley. Der Vater der methodistischen Erweckungsbewegung.
- 68 C. H. Kurz: Georg Müller. Ein weltweiter Gotteszeuge.
- 69 A. Stucki: Alexander Vömel. Ein Leben unter Gottes Führung.
- 70 C. H. Kurz: Thomas John Barnardo. Ein Leben unter Niemandskindern.
- 71 H. Steege: Johann Georg Hamann. Ein Prediger in der Wüste.